Schwarze Schwänke

Ernst Nigmann








SAFARI
VERLAG

SCHWARZE SCHWÄNKE

FRÖHLICHE GESCHICHTCHEN
AUS
UNSEREM SCHÖNEN
ALTEN

DEUTSCH-
OSTAFRIKA

VON

Dr. ERNST NIGMANN

*

MIT ZEICHNUNGEN VON
KURT WIESE

*

SAFARI-VERLAG G. M. B. H.
BERLIN N.W. 7.

VORWORT

Die nachfolgenden Bilderchen rühren noch aus alter ostafrikanischer Zeit her, aus der Zeit um die Jahrhundertwende herum, als unsere schöne Kolonie kräftig aufzublühen begann, und es für uns alte Ostafrikaner Stolz und Freude war, an ihr mitarbeiten zu dürfen.

Eine Anzahl dieser Skizzen ist bereits in der Tagespresse erschienen; sie haben in ihr eine überaus freundliche Aufnahme gefunden und mir zahlreiches Ersuchen um Fortsetzung und zusammenfassende Drucklegung eingetragen.

Letzteres ist hiermit geschehen.

Der harmlos-fröhliche, kindlich-heitere und doch so rührend treue redliche Sinn unserer braven Schwarzen — die vier Jahre des Weltkrieges in beispielloser Hingebung zu uns Deutschen gestanden haben — soll sich in diesen heiteren Bildern widerspiegeln. So tragen diese vielleicht dazu bei, das Gedenken an unsere herrliche Kolonie, an die dort geleistete deutsche Kulturarbeit und an ihre brave schwarze Bevölkerung wach zu erhalten.

BERLIN, den 1. April 1922.

Dr. ERNST NIGMANN
Ober-Regierungsrat, Oberst a. D.

VON DER AUSREISE
UND
VON DER KÜSTE

Die afrikanische Weiße.

Wir waren in die Schutztruppe versetzt und reisten zusammen aus: drei Offiziere und der brave dicke Oberarzt W., alter Couleurstudent und Vollblutberliner, Verehrer eines guten und ergiebigen Trunkes, stets mit einem gewaltigen Durst ausgestattet, im übrigen einer der gutmütigsten Menschen, den wohl je die Erde getragen hat, der auf dem Dampfer alle Neckereien, Späße und jeden, oft bis an die Grenze des Erlaubten gehenden Schabernack mit Engelsgeduld und unerschütterlicher Ruhe hinnahm. Unterwegs auf dem Dampfer studierten wir fleißig die Umgangssprache der Kolonie, das Kisuaheli, aus einer etwas veralteten Grammatik. Die darin eingestreuten Übungsgespräche waren für unseren neuen Wirkungskreis ganz vielversprechend. So ist mir noch folgender Dialog in Erinnerung:

„Woher hast du die Weste?“ –

„Die habe ich von meinem Onkel bekommen.“

„Und von wem hat sie dein Onkel?“

„Er hat sie auf der Plantage gestohlen.“ –

„Dein Onkel ist ein tüchtiger Mann.“

Kurz, wohlvorbereitet trafen wir in Daressalam ein. – Der erste Tag sollte uns drei drollige Überraschungen bringen. Wir waren an Land gesetzt und wollten zur Meldung zum Gouvernement. Ein Europäer, den wir dieserhalb fragen konnten, ließ sich nicht blicken. Da sehen wir, wie ein Farbiger im langen, schwarzen, goldgestickten Mantel, würdig und gemessen die Straße daherkommt, also ersichtlich ein „besserer" Neger. Wir raffen unser ganzes Suaheli zusammen und fragen ihn:

„Wapi nyumba ya gouverneur?" (Wo ist das Haus des Gouverneurs?)

Worauf der Neger, mit einer Handbewegung den Weg weisend, in unverfälschtem Wienerisch antwortet:

„Wann die Heern dort entlang geh'n mechten, da schaun die Heern a großes weißes Haus, dös is das Gouvernementsgebeide."

„Gott," sagte der Oberarzt, „ist das nett. Die Mohren sprechen hier nicht nur deutsch, sondern gleich den anheimelnden Wiener Dialekt."

Als wir aber unser Heil beim nächsten Mohren mit Deutsch versuchten, stießen wir nur auf ein verlegenes Grinsen. Die Erklärung war eine einfache: wir waren – ausgerechnet – dem Pförtner des Gouverneurs begegnet, der in Wien erzogen war.

Aus der oben beschriebenen Grammatik hatten wir auch gelernt: „Askari" = „Der Krieger, der Soldat."

Wir stellten uns also unter einem Askari, wenn auch nicht mehr gerade den Speer und Keule schwingenden Nigger der Jahrmarktsbude, so doch jedenfalls etwas außerordentlich Grimmiges vor. Da kommt uns ein etwa zehnjähriger Negerjunge entgegen — die Negerkinder sind mit ihren runden Gesichtern und großen Klickeraugen furchtbar niedlich —, blitzsauber, in einem Khakirock mit silbernen Knöpfen, Khakihöschen, Beinwickeln, tadellos sitzendem Fez, und erweist, uns stramm ansehend, eine so straffe Ehrenbezeugung, wie sie selbst in Potsdam zur Zeit des fluchwürdigsten Militarismus nicht besser hätte gemacht werden können.

„Nani we?" (Wer bist du?), fragen wir den kleinen Mann, worauf dieser, stramm die Hacken zusammenschlagend, antwortet:

„askari yako" = „Einer von deinen Askaris."

Wieder eine Überraschung. Der wohldisziplinierte Miniatur-Askari — es war ein Signalschüler der Heliographenabteilung — stand allerdings in drolligem Gegensatz zu unserer bisherigen Vorstellung.

Die Mittagssonne war heraufgekommen; bei uns allen regte sich der Durst, besonders beim Oberarzt, der außer dem zuständigen Tropendurst

noch seinen privaten studentischen Durst zu löschen hatte. Wir wanderten in die Offiziersmesse. Schüchtern fragten wir einen der dort anwesenden alten Afrikaner, was man wohl am besten tränke. Der alte Afrikaner — und als solcher betrachtet sich jeder, der auch nur einen Postdampfer vor dem andern herausgekommen ist — ist gegen den jungen Afrikaner stets unliebenswürdig.

„'ne Weiße," knurrte der alte Afrikaner.

Wir trauten unsern Ohren nicht, fragten deshalb nochmal.

„Herrgott, Sie werden doch 'ne Berliner Weiße kennen," knurrte der alte Afrikaner abermals.

Uns schien es immer noch unfaßlich, daß es hier unter den Palmen Weißbier geben solle, wir glaubten an einen Scherz oder einen Kunstausdruck für eine Tropenmischung, getrauten uns aber nicht, den alten Afrikaner nochmal zu fragen. Man kann es ja immerhin mal versuchen, dachten wir, und riefen daher: „Boy, lete (bringe) Weiße."

„Ndio, ndio, ndio" (Jawoll), erwiderte der Boy, und nach kurzer Zeit stand vor jedem von uns im richtigen Berliner Pokal eine herrliche, goldblonde, schaumbedeckte, eisgekühlte Berliner Weiße.

Wieder eine Überraschung, diesmal eine sehr erfreuliche. Die Erklärung war auch hier sehr einfach; ein überaus tüchtiger Mann hatte vor kurzem in Daressalam eine Eisfabrik und Brauerei angelegt

und hatte es verstanden, auch Weißbier in der Vollendung herzustellen.

Ergreifend war der Anblick des Oberarztes. Mit verklärtem Gesicht, selig lächelnd, sah er auf sein heimatlich-gewohntes Getränk, in der Vorfreude des Genusses schwelgend. Dann sah er uns der Reihe nach mit flehendem Blick an und sagte:

„Meine lieben Herren, Sie haben mich so oft geneckt und mir manchen Schabernack gespielt; ich habe immer friedlich still gehalten und verspreche Ihnen, dies auch fernerhin zu tun. Aber, bitte, bitte, bitte, jetzt, während ich trinke, stören Sie mich nicht . . . .“

Wir gelobten ihm das.

Nie habe ich einen Menschen mit einer so tiefen Andacht, mit solcher Inbrunst trinken sehen, wie den Oberarzt.

Als er ausgetrunken hatte, setzte er das Glas hin, beugte das Haupt, faltete die Hände wie zum Gebet und sagte:

„Afrika ist wunderbar schön.“

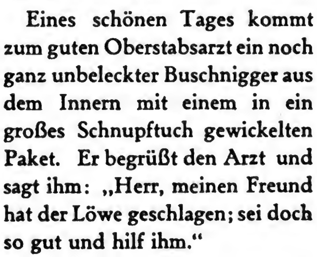
Das mußte man ihm glauben.



Der ungefällige Arzt.

Oberstabsarzt St. erfreute sich bei Weiß und Schwarz nicht nur wegen seiner ärztlichen Kunst, sondern auch wegen seines stets freundlichen, hilfsbereiten Wesens des größten Ansehens. Namentlich den Schwarzen hatten seine meisterlichen chirurgischen Operationen derartigen Eindruck gemacht, daß sie ihm so ziemlich die Erweckung von Toten zutrauten.





Eines schönen Tages kommt zum guten Oberstabsarzt ein noch ganz unbeleckter Buschnigger aus dem Innern mit einem in ein großes Schnupftuch gewickelten Paket. Er begrüßt den Arzt und sagt ihm: „Herr, meinen Freund hat der Löwe geschlagen; sei doch so gut und hilf ihm."

„Gewiß," sagte der Arzt, „ich will dir gern helfen; führe mich mal zu deinem Freund hin."

„Ja, Herr, das kann ich nicht."

„Warum nicht?"

„Ich habe ihn hier."

„Na, denn zeig doch mal, wo er liegt."

Darauf knotet der Buschnigger sein Schnupftuch auseinander, entnimmt ihm einen Arm, ein Bein und noch einige geringere menschliche Bestandteile, breitet sie sorgfältig aus und sagt treuherzig: „Sieh, lieber Arzt, das ist mein Freund. Sei doch so freundlich und setze ihn wieder zusammen!"

Als der Arzt das ablehnte, entfernte der Buschnigger sich kopfschüttelnd, daß gerade diesmal der sonst so freundliche Arzt so ungefällig sei.

Der europäische Buschnigger.

Wie bei uns leicht ein Vorgesetzter zu einem Spitznamen kommen kann, so haben auch die Eingeborenen für die Weißen, mit denen sie in Berührung kommen, namentlich für diejenigen, die ihnen näher zu treten verstehen, oft recht bezeichnende Namen. Da gibt es den „Herrn Storch“, einen Herrn mit langen, dünnen Beinen, den „bana ndege“, den „Herrn Vogel“, weil dessen sehr lebhafte Handbewegungen die Eingeborenen an den Abflug eines Vogels erinnern, den „bana kukuu“, den „Herrn Hahn“, wegen seines krähenden Kommandos, den „bana skrubu“, den „Herrn Schraube“, einen Herrn von der Landesvermessung, der an den





Schrauben des Theodolithen hantierte, und viele andere. Die meisten kommen im Laufe der Zeit zu einem Eingeborenenbeinamen.

Zum Verständnis des nachfolgenden sei noch folgendes bemerkt: Der feinere Küstenneger blickt mit tiefer Verachtung auf den Neger aus dem Innern herab und nennt ihn verächtlich: „Mschensi" (Buschnigger). Nun sehen die Eingeborenen, daß es auch Weiße sehr verschiedener Abstufung gibt, solche, die eine nach ihrer Auffassung eines Europäers würdige Lebenshaltung haben, und solche, die mehr niggermäßig leben. Es sind dies z. B. die Griechen, Levantiner, und auch heruntergekommene Angehörige anderer Völker. Diese nennt der Eingeborene, da „Uleia" Europa heißt: „Mschensi Uleia" = europäischer Buschnigger.

Mit dem letzten Dampfer war neu Leutnant Z. in Daressalam eingetroffen; er wurde zunächst der dortigen Kompanie zugeteilt, die Oberleutnant Br., ein alter Praktikus, führte. Z. verstand es gar nicht, den Farbigen gegenüber den richtigen Ton zu treffen, obwohl er, sehr von sich eingenommen, innerlich überzeugt war, daß er bereits der beliebteste Offizier geworden sei.

Täglich kam er zum Kompanieführer gelaufen und fragte, ob er denn noch keinen Namen von den Eingeborenen bekommen habe. Alle Hinweise des Oberleutnants, daß er doch einmal erst bekannt

werden und etwas leisten müsse, nutzten nichts; täglich lag er dem Oberleutnant in den Ohren und wollte absolut wissen, welchen Beinamen ihm die Eingeborenen nun doch sicher schon gegeben hätten. Schließlich wurde die Fragerei dem braven Oberleutnant langweilig, und er beschloß, ihn abzuschütteln.

Als Z. wieder fragte: „Sagen Sie, Herr Oberleutnant, habe ich noch immer keinen Eingeborenennamen?", da sagte der Oberleutnant: „Ja, jetzt haben Sie einen."

„So? Welchen denn?" fragte voller Spannung Z. darauf.

„Mschensi Uleia", sagte trocken der Oberleutnant.

Von da an hat Z. nicht mehr gefragt.

Die anhängliche Schwiegermutter.

Stabsarzt G. hatte sich erst in vorgerückteren Jahren für den Übertritt zur Schutztruppe gemeldet. Man konnte sich das nicht recht erklären, bis man erfuhr, daß G. bereits als Student geheiratet hatte, daß seine Schwiegermutter ihn auf die Hochschulen begleitet und ihn dort tatkräftig beaufsichtigt hatte. Schwiegermamachen hatte dafür gesorgt, daß G. hübsch fleißig war, nicht zu sehr den Humpen schwang — was er sonst sehr gern tat, — und daß er rechtzeitig seine Examina machte. Sie hatte sich auch fernerhin von den lieben Kinderchen nicht zu trennen vermocht, und G. hatte, kaum in Daressalam eingetroffen, auch schon bald von der lieben Mama einen Brief mit der frohen Nachricht in Händen, daß sie demnächst das gute Gretchen begleiten würde, die in Bälde ihrem lieben Hans nach Daressalam nachkommen würde.

Der gute Stabsarzt ging Tag für Tag auf das Kommandobüro und lag dem Kommandeur mit der Bitte, ins Innere versetzt zu werden, in den Ohren. So eilig, ins Innere zu kommen, wie G., hatte es selten jemand gehabt. Gewiß strebte jeder, oder wenigstens die meisten, nach Ver-

wendung im Innern, um das Interessantere Afrikas kennen zu lernen, aber zumeist „belernte“ man sich erst ganz gern ein bißchen an der Küste. — G.'s Wunsch ging bald in Erfüllung; laut Kommandobefehl wurde er für den auf Heimatsurlaub gehenden Stationsarzt von Ufumburi in gleicher Eigenschaft dorthin versetzt. — Glückstrahlend und mit Feuereifer ging er an die Zusammenstellung und Ausrüstung seiner Expedition, so daß er in unverhältnismäßig schneller Zeit marschfertig war.

Zu damaliger Zeit bestand nämlich die Zentralbahn noch nicht, und man mußte von Daressalam aus unmittelbar den Marsch ins Innere antreten, eine Reise, die unter Umständen, z. B. zu den Stationen an der kongostaatlichen Grenze, mehrere Monate dauerte, und für die die Anzahl der Tagereisen, innerhalb derer die betreffende Station erreicht werden mußte, genau vorgeschrieben war.

Die Zusammenstellung solcher Expedition war eine umständliche Sache. Außer den eigenen Zelt-, Koch-, Tisch- und Stuhllasten, mußte man Verpflegungslasten für mehrere Monate mitnehmen, dann hatte man Dienstlasten für die betreffende Station mit hinzubringen: Geld-, Munitions-, Bekleidungslasten, auch hatte man Ablösungskommandos der Truppe mitzunehmen; kurz, eine solche Expedition ins Innere war mehrere hundert Menschen an Askaris, Trägern, Boys usw. stark. Um deshalb zu sehen, ob der ganze Apparat

klappte, pflegten die ins Innere Marschierenden am ersten Marschtage nicht allzuweit vorzurücken. Sie marschierten nur bis zu dem eine gute halbe Stunde von Daressalam entfernten sogenannten Palmenwäldchen, wo sie eine Art Probelager abhielten, das etwa fehlende an Personal oder Gerät noch schnell aus Daressalam ergänzten und die verschiedenen Unteraufgaben für die lange Reise an Askaris und Trägerführer verteilten.

Es war nun üblich, daß die Bekannten des Scheidenden nochmal am Nachmittag zu Fuß, Pferd oder Wagen hinaus kamen in das Palmenwäldchen, um dort noch einmal mit ihm auf viel Glück im Innern anzustoßen.

So war auch ich zum guten Stabsarzt G. hinausgeritten. Der Schwarm der Gäste hatte sich allmählich verlaufen, der Mond ließ bereits die Blätter der Palmen erglänzen, wir waren nur mehr wenige um den Tisch vor dem Zelt G.'s versammelt; G. war, sei es von dem zauberischen Abend, sei es von dem Abschied, sei es auch von vielen Abschiedsbechern, oder auch von allem zusammen, furchtbar gerührt. Die Unterhaltung kam auf einen gemeinsamen Bekannten, der eine Vollwaise geheiratet hatte. Der Übergang von hier zum Thema der Schwiegermütter war naheliegend.

„Ja, ja," sagte tiefsinnig Hauptmann M., „Schwiegermütter sind am besten kalt zu genießen." —

Wie elektrisiert sprang der gute Stabsarzt G. auf. –

„Da haben sie ein wahres Wort gesprochen, verehrter Herr Hauptmann. Da haben sie recht. Das ist das einzig Richtige. – Wissen sie, meine Frau ist ja eine famose Frau, aber meine Schwiegermutter, das ist ja ein A . .," und nun packte G. eine ganze Arche Noä zur Charakterisierung seiner Schwiegermutter aus. Alle unsere Versuche, ihm ins Wort zu fallen, waren vergeblich, er führte seine wilde Strafrede gegen seine Schwiegermama unbeirrt durch, bis er, mit einem aus tiefer Brust kommenden Seufzer schloß:

„Na, Gott sei Dank, jetzt kann sie nicht hin!"

* * *

Die amtliche Marschtabelle, die mit den kürzesten Marschzeiten anfing und mit den längsten aufhörte, verzeichnete nämlich an letzter Stelle:

„Marschzeit Daressalam–Ufumburi: 82 (zweiundachtzig) Tagemärsche."

Da konnte sie wirklich nicht hinkommen.



Das Haus des Geschreis.

Auf dem Bezirksamt des Küstenstädtchens L. war heute vormittag einige Aufregung. Eben war ein Telegramm durchgekommen, daß Seine Exzellenz, der Herr Gouverneur, morgen nachmittag mit dem Regierungsdampfer aus Daressalam eintreffen würde und in L. einige Tage bleiben wolle, um die neuen, im Hinterlande des Bezirks L. entstandenen Pflanzungen zu besuchen. Schon des öfteren hatte der Gouverneur den kräftig aufblühenden Bezirk besucht, sein diesmaliges Kommen war also auch nichts überraschendes, aber der Bezirksamtmann hatte gewechselt; der alte Bezirksamtmann R. war an Fieber gestorben, und sein neuer, sehr eifriger und etwas ehrgeiziger Nachfolger hatte natürlich das Bestreben, Se. Exzellenz in jeder Weise gut zu empfangen und nett aufzunehmen.

Der Gouverneur war ein vortrefflicher, überaus liebenswürdiger, allgemein verehrter Herr, und eine außerordentliche Arbeitskraft. Allerdings hatte seine rastlose Tätigkeit ihm Schlaflosigkeit eingebracht, die durch den mehrjährigen Aufenthalt

in dem feuchtheißen Klima Daressalams — in dem es deshalb ohnehin und allgemein mit dem Nachtschlaf haperte — recht böse geworden war.

Die Unterbringung von Sr. Exzellenz war einfach. Er wurde, wie bei früheren Besuchen, in der „nyumba ya kelele“ = „dem Haus des Geschreis“ untergebracht. So nannten die Eingeborenen eine etwas abseits der Stadt gelegene kleine hübsche Villa. Es klingt etwas sonderbar, daß der an Schlaflosigkeit leidende Gouverneur im „Haus des Geschreis“ untergebracht werden sollte, aber die Bezeichnung war nur eine Erinnerung an frühere Zeiten. Früher war nämlich in dieser Villa eine Anzahl junger Beamten des Bezirksamts untergebracht gewesen. Wenn diese abends beim Whisky-Soda fidel beisammen ihre gemeinsamen Lieder sangen, oder, in noch vorgerückterer Stunde, in erhitzten Wortgefechten mit jugendlich kräftiger Lunge ihre gegensätzlichen Anschauungen über hohe und Kolonialpolitik ausfochten, dann schallte das weit, weithin durch die stille Tropennacht. So entstand der Name bei den Eingeborenen „nyumba ya kelele“ = „das Spektakelhaus“. Das kannte jeder in L.



Aber, wie schon gesagt, das war früher einmal. Die jungen Leute waren

inzwischen anderswo untergebracht, das kleine abgelegene Häuschen stand meist leer und wurde nur mehr als Logierhaus für Respektspersonen, die durchreisten, verwendet.

Also Exzellenz wurde, wie bei früheren Besuchen, so auch jetzt im Spektakelhäuschen untergebracht. Selbstverständlich sah sich der eifrige neue Bezirks-amtmann genau die Unterbringung Sr. Exzellenz am Abend vorher an. — Aber er bekam einen furcht-baren Schreck: Dicht beim Spektakelhäuschen war ein Versuchsgarten des Bezirksamts, der einen kleinen Teich umschloß. In diesem lebte eine Unzahl Frösche „jung und grün", wie Wilhelm Busch so schön sagt, und diese pflegten abends zu „singen", wie die Mohren nicht minder schön sagen. Und die afrikanischen Frösche — deren Kaliber teilweise erheblich über das ihrer deutschen Ge-vattern hinausgeht, — können es noch viel, viel besser als diese. — Wie sollte der arme Gouverneur bei diesem Konzert schlafen, das schon für einen gesunden Menschen kaum anzuhören war!



Was nun tun? — Da mußte Bügelhos Rat schaffen.

Der ehemalige Sergeant der Schutztruppe, jetzige Polizeiwachtmeister Bügelhos, der Herrscher über eine Schar von 25 altgedienten und meist schon etwas klapprigen Polizei-Askaris des guten Städtchens,

war in allen schwierigen Fällen der Adjunkt des Bezirksamtmanns. Bügelhos war auch ein groß=artiger Mann; allerdings pflegte er nach wohlgetaner Arbeit weniger seine Hose als seine stets bedürftige Kehle zu bügeln.

Bügelhos wird geholt.

„Hören Sie mal, Bügelhos, mit dem Frosch=spektakel hier, das geht nicht. Da kann Exzellenz nicht bei schlafen."

„B'fehl, Herr Bezirksamtmann!"

„Bügelhos, Sie sorgen dafür, daß die Frösche bis morgen weg sind. Es muß hier nachts lautlose Stille sein!"

„B'fehl, Herr Bezirksamtmann!"

Nun war die Sache in besten Händen. Bügelhos schickt seine Polizei=Askaris in alle vier Himmels=richtungen, die alle „greifbaren" Feld=, Wald= und Wiesennigger zusammentreiben. Und nun begann unter den unglücklichen Fröschen eine fürchterliche und so erfolgreiche Razzia, daß Bügelhos seinem Chef die restlose Räumung des beanstandeten Teiches melden konnte.

Exzellenz traf am Nachmittag ein, wurde vom Herrn Bezirksamtmann nach dem Abendessen in sein Logierhäuschen begleitet, worauf sich der Bezirksamtmann mit dem Wunsche angenehmer Nachtruhe empfahl. —

Am nächsten Morgen kommt Exzellenz, arg übernächtig aussehend, zum Frühstück.

„Darf ich fragen, wie Exzellenz geruht haben?" ist eine der ersten Fragen des Bezirksamtmanns.

„Ach, mein lieber M., mit meiner Nachtruhe war es wieder nichts", entgegnet ihm kopfschüttelnd der Gouverneur. „Wissen Sie, wenn ich früher bei Ihnen logierte, dann quakten die Frösche in dem Teich nebenan so schön. Das war ein so wundervolles nervenberuhigendes Konzert für einen armen, aus der Unruhe der Hauptstadt kommenden, geplagten Bürokraten; bei diesem idyllischen Konzert konnte man herrlich einschlafen. Ich hatte mich ordentlich wieder auf meine kleinen grünen Freunde gefreut, habe auf sie gewartet und gewartet — was auch nicht zum Einschlafen beitrug –, aber nicht einer meldete sich. Ich kann mir das absolut nicht erklären."

Die Herren hielten sich Taschentuch oder Serviette vors Gesicht, während der Bezirksamtmann sich interessiert über seinen Teller beugte. Er dachte ersichtlich an den alten Afrikanersatz:

„Es kommt in Afrika immer alles
a) anders, als man
b) denkt."

Was nun tun? — Bügelhos mußte wieder ran.

„Also, Bügelhos, die Frösche müssen wieder in den Teich!" Bügelhos reißt die Augen auf, daß sie ihm wie Murmelkugeln aus dem Kopfe stehen.

„Ja, Bügelhos, Exzellenz liebt das Froschkonzert; also sorgen Sie dafür, daß die Frösche

wieder da sind. Heut abend müssen sie wieder im Teich sein. Ich verlasse mich darauf!"

„B'fehl, Herr Bezirksamtmann!"

Bügelhos war nicht der Mann, der Schwierigkeiten kannte. Er greift sich sogleich einen Polizei-Askari mit kräftiger Lunge. Der ruft auf dem Markt, im Eingeborenenviertel und an allen Versammlungsplätzen der fashionablen farbigen Welt, aus:

„Killa mtu, anayeleta chura mzima, atapata pesa moja!" „Jedermann, der einen lebendigen Frosch bringt, erhält dafür einen Pesa" (drei Pfennige).

Das war nach den damaligen Vermögensbegriffen der Mohren ein anständiger Betrag. Für einen Pesa konnte man sich bis an den Rand voll des geliebten Pombes, des Eingeborenenbieres, laufen lassen. — Im Umsehen war eine kaum zu bewältigende Menge Frösche da, die sofort in den Teich einquartiert wurden.

Sei es nun, daß diese aus allen Gegenden zusammengekommenen Froschherren und -damen mit der gegenseitigen Vorstellung und Begrüßung viel zu tun hatten, sei es aus anderen Gründen, jedenfalls erhob sich am gleichen Abend ein derartiges Konzert, daß der Bezirksamtmann befriedigt war.

Erfreulicherweise war es auch Exzellenz, der beim nächsten Morgenfrühstück das In-Schlaf-Singen durch seine kleinen grünen Freunde gar

nicht dankbar genug rühmen konnte. – Allerdings war und blieb ihm deren Schweigen tags vorher nach wie vor unerklärlich. –

Sollte er diese Zeilen zu Gesicht bekommen, dann weiß er's.



Der freundliche Minister.

Nachfolgendes Geschichtchen spielt zwar nicht in Afrika selbst, hat jedoch einen sehr bekannten Afrikaner zum Helden. — Jedenfalls verdient es, vor dem Vergessenwerden bewahrt zu bleiben.

Ein hochverdienter alter Ostafrikaner war Herr A., der „Kaiserliche Kommissionsrat". Er war mit Recht auf diesen eigenartigen Titel stolz — ich glaube, er war dessen einziger Träger. Er erzählte gern eine Geschichte, und so oft, daß wir sie am Ende glauben mußten, und daß er sie wohl schließlich selbst glaubte.

Herr A. hatte auf der Ausreise nach der Kolonie mit der Regierung eines der exotischen Staaten in Lieferungssachen zu tun. Es war dies ein Staat, der uns Nordländer damals noch stark possenhaft anmutete.

Er stieg in dem einzig möglichen Hotel der kleinen Residenz ab und ging am nächsten Morgen zunächst ins Ministerium des Innern, wo er von Sr. Exzellenz, dem Herrn Minister, huldvoll in Audienz empfangen wurde. Von da aus ging Herr A. wenige Schritte über die Straße ins Kriegs-

ministerium – die Ministerien lagen dort alle zusammen in der einen Hauptstraße —, um auch Sr. Exzellenz, dem Herrn Kriegsminister, vorzutragen. Auch dieser empfängt ihn huldvoll, und bald ist man im eifrigen Gespräch. Plötzlich bemerkt Herr A., daß ihm seine goldene Uhr mit Kette fehlt. Er wird dadurch ersichtlich verlegen, und seine Verwirrung entgeht auch Sr. Exzellenz nicht.

Huldvoll fragt daher der Minister:

„Nun, lieber Herr A., was fehlt Ihnen denn auf einmal?"

Worauf Herr A. erwidert:

„Ach Gott, Exzellenz, ich muß sehr vielmals um Vergebung bitten, ich weiß nicht, was das ist. Ich vermisse auf einmal meine goldene Uhr und Kette, ein mir wertvolles Andenken. Ich weiß genau, daß ich sie, als ich heute früh aus dem Hotel wegging, eingesteckt habe; nun ist sie fort."

Darauf Se. Exzellenz: „Wo waren Sie denn vom Hotel aus?"

Und Herr A.: „Ach, Exzellenz, weiter nirgends; ich war nur zur Audienz bei Sr. Exzellenz, dem Herrn Minister des Innern; von da aus bin ich nur die wenigen Schritte hierhergegangen."

„Nun, mein lieber Herr A.," sagt freundlich der Kriegsminister, „machen Sie sich nur keine Sorge. Nehmen Sie mal Platz und warten Sie mal einen

Augenblick auf mich; wir werden die Sache schon kriegen."

Herr A. setzt sich. Nach knapp einer Viertelstunde ist Seine Exzellenz, der Herr Kriegsminister, bereits wieder da, hat Uhr und Kette in der Hand und gibt sie Herrn A. mit den Worten: „Da haben Sie Ihr Eigentum wieder."

Herr A. ist tief gerührt und sagt:

„Nehmen Eure Exzellenz meinen ehrfurchtsvollsten und tiefgefühltesten Dank. Eure Exzellenz sind zu gütig und haben mich auf immer verpflichtet; die Sachen sind ein teures Andenken. Aber nun gestatten Eure Exzellenz mir noch gütigst eine Frage. Wie haben Eure Exzellenz das so schnell zuwege gebracht?"

Worauf Seine Exzellenz Herrn A. hinter der vorgehaltenen Hand ins Ohr flüstert:

„Er hat's gar nicht gemerkt!"

Menschenfreunde.

Der freundliche Leser wird unschwer erkennen, daß die nachfolgende Geschichte eine Zusammensetzung von mehreren ist. Sie erzählt sich aber im Zusammenhange besser, deshalb sei um Entschuldigung gebeten, wenn sie etwas „lögenhaft to vertellen" ist.

Die Station Kilimani im Innern war in alter Zeit als recht ungesund gefürchtet und erfreute sich der Bezeichnung „die Leichenkammer".

Eines schönes Tages bekommt ein sehr aufgeregter Herr in Daressalam seinen Marschbefehl: Versetzung nach Kilimani. In allen Zuständen geht er zu einem Herrn, der Kilimani kennt und sagt zu ihm: „Hören Sie mal, lieber Herr A., ich bin nach Kilimani versetzt. Sie kennen es ja, liegt das wirklich so ungesund?" – „Ach Gott," erwidert der Menschenfreund, „der Friedhof dort liegt ganz gesund."

Unser Unglücksmensch wandert höchst bekniffen zu einem andern Herrn; dort erzählt er:

„Ich bin nach Kilimani versetzt; und wie ich Herrn A. frage, wie Kilimani liegt, da antwortet mir der: „der Friedhof liegt ganz gesund.“ – „Ja,“ erwidert Herr B., „das ist schon richtig, aber welchen Friedhof meint denn A.? Da sind im Ganzen drei!“ „Mein Gott,“ denkt sich unser Unglücksmensch, „es sind ja bisher kaum mehr als zwei Dutzend Europäer oben in Kilimani gewesen und schon drei Friedhöfe; das ist ja entsetzlich!“ — Er geht wieder zu einem Kenner der Verhältnisse, Herrn C., dem er seine bisherigen traurigen Erfahrungen mitteilt. — „Ja,“ erklärt Herr C., „das ist richtig. In Kilimani sind im Ganzen drei Friedhöfe. Nun ist es üblich, wenn jemand nach Kilimani kommt, daß er immer gleich einen Platz auf einem der Friedhöfe belegt. Auf dem Friedhof 1 sind noch zwei schöne Plätze, aber die haben der Hauptmann und der Oberleutnant schon belegt; da werden Sie wohl nicht hinkommen. – Friedhof 2, der liegt so in der prallen Sonne, da ist zwar noch Platz, aber der ist ungemütlich, da würde ich an Ihrer Stelle nicht hingehen. Nun ist auf dem Friedhof 3 noch ein sehr schöner Platz unter einem alten Affenbrotbaum, da wollen immer die Unteroffiziere hin; aber das brauchen Sie sich nicht gefallen zu lassen, Sie sind dienstälter und gehen natürlich vor!“

Gänzlich gebrochen wandert unser Freund zum Zentralmagazin, wo in alter Zeit die Trägerlasten für

die in's Innere marschierenden Beamten und Schutztruppenangehörigen zusammengestellt wurden.

Nun muß noch erst folgendes erläutert werden: Wir hatten in alter Zeit eine Andenkenkasse; aus dieser bekam man, je nach der Art seines irdischen oder unirdischen Ausscheidens aus dem Kolonialdienst, entweder ein Abschiedsgeschenk oder einen Leichenstein. Eben hatte sich wieder ein Unglücksmensch in Kilimani für den Leichenstein entschieden. Als unser Freund tief gebrochen in's Zentralmagazin kommt, empfängt ihn daher der Magazinverwalter:

„Ach, Herr X., Sie marschieren ja nach Kilimani. Da ist noch eine Trägerlast dorthin mitzunehmen, der Leichenstein für den verstorbenen Sergeant Schulze. Seien Sie doch so gut, und nehmen Sie die Trägerlast auch mit. Ich werde den Träger Ihrer Expedition angliedern, bloß, daß der Träger nicht allein hinbummelt nach Kilimani und unterwegs Dummheiten macht, sonst haben Sie gar keine Mühewaltung davon!"

Gänzlich weltzerfallen geht unser Freund in die Messe zum Frühstück, wo die lieben Kameraden schon auf ihn warten. Er erzählt seine trüben Erfahrungen mit den Herren A., B. und C., und im Zentralmagazin. „Mensch," sagen ihm die freundlichen Kameraden, „seien Sie doch nicht dumm, nehmen Sie doch Ihren Leichenstein auch gleich mit. Namen, Geburtsdatum können Sie ja

hier schon ausfüllen lassen, auch das laufende Jahr als Sterbejahr; na, Tag und Monat kratzen sich die Leute nachher, wenn Sie tot sind, da oben schon allein zurecht!"

Man bemühte sich noch weiter nach Kräften, dem Unglücksmenschen die Reize Kilimani's in allen Farben zu schildern; wie es alte Afrikanersitte ist, sobald jemand Angst zeigt, ihm gründlich einzuheizen. Die entsetzlichsten Jagdgeschichten wurden erzählt, die Löwen liefen wie die Hunde auf dem Stationshof umher und niesten einem nachts in die Bettstelle; kurz, unser Freund nahm sein in die unteren Bekleidungsstücke gerutschtes Herz nochmal in die Hand, wanderte zum Gouvernement und bat um Verwendung an anderer Stelle: er sei kurzsichtig und könne sich der Raubtierplage in Kilimani nicht erwehren. Aber das Gouvernement ließ sich auf nichts weiteres ein, sondern schickte ihn mit dem nächsten Postdampfer nach Deutschland zurück. Dort ist er dann in einer kleinen Stadt ein berühmter „alter Afrikaner" geworden, dessen grauslichen Erlebnissen aus der Wildnis männiglich ehrfurchtsvoll mit einer Gänsehaut lauschte.

Das Denkmal.

In Daressalam steht ein schönes Denkmal unseres bedeutendsten Afrikaners Hermann von Wissmann. Er steht, die linke Hand auf den Degen gestützt, in die Ferne sehend, auf einem Granitsockel, an dessen Fuß ein Löwe ruht.

Es ist dies das einzige, eine ganze Figur wiedergebende persönliche Denkmal, das die Kolonie hat. — Um so mehr, als die Persönlichkeit Wissmanns der jetzigen Farbigen-Generation nicht mehr bekannt ist, versuchen die Eingeborenen, sich das Denkmal zu erklären. So stehen Ali und Sefu davor und unterhalten sich darüber:

Ali: „Sieh mal den Mzungu" (Europäer).

Sefu: „Kweli (richtig). — Was macht er?"

Ali: „Er ist auf den Fels geklettert."

Sefu: „Kweli. Warum?"

Ali: „Er fürchtet sich vor dem Löwen."

Sefu: „Kweli."

Ali: „Er hat ja auch kein Gewehr."

Sefu: „Kweli. Womit sollte er denn auch den Löwen töten?“

Ali: „So ist es.“

* *
*

Wenn Wissmann, der Sinn für Humor hatte, diese Erklärung gehört hätte, würde er selbst am meisten gelacht haben.

Der oberste Polizist.

Unser Daressalam strahlte im Festgewande. Fahnen waren heraus, die weißen Häuser waren mit Palmengrün geschmückt, auf den Straßen bewegten sich festlich gekleidete Europäer und Farbige, die Askarikompanie, die in Daressalam lag, rückte mit klingendem Spiel an und nahm auf dem Bismarckplatz Paradeaufstellung. Ebenso waren dort bereits die Honoratioren von Daressalam, die Beamten und Offiziere, im festlichen Weiß oder im Paradeanzug, versammelt. — Erwartete man doch den höchsten Beamten für die Kolonien, den Herrn Staatssekretär des Reichskolonialamtes, der mit dem Postdampfer eingetroffen war, und um zehn Uhr an Land gehen wollte.

Auch die Farbigen hatten sich zahlreich als Zuschauer eingefunden; sie wurden von den Polizei-Askaris in gebührender Entfernung gehalten.

Zum Verständnis des Nachfolgenden muß bemerkt werden, daß die Askaris, wenn sie Polizeidienst taten, eine rote baumwollene Schärpe über die Brust trugen.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien der hohe Herr, im grauen Gehrock mit gleichem Zylinder, ordensgeschmückt, über die Brust das breite rote Band des Großkreuzes eines uns damals noch befreundeten Großstaates. Huldvoll begrüßte er die Europäer, worauf er, den Zylinder lüftend, die stramm präsentierende Ehrenkompanie abschritt. — Darauf begab er sich zum großen Empfang in das Gouvernementsgebäude, während die Askarikompanie mit klingendem Spiel in die Kaserne rückte und dort wegtrat.

Wie gewöhnlich, versammelten sich dann die alten Chargen und einige andere farbige Respektspersonen der Kompanie, hockten auf dem Kasernenhofe im Kreise zusammen, und besprachen die Tagesereignisse. Das Hauptthema war heute natürlich „der ganz hohe Herr aus Uleia". („Uleia", eigentlich „das Wunderland"; so nennen die Farbigen Europa.)

Um es gleich offen zu gestehen, die Askaris waren von dem hohen Herrn aus Uleia etwas enttäuscht. Das hatte seinen einfachen Grund. Die Askaris unterscheiden sehr streng zwischen dem

„bwana vibao“, dem „Herrn mit den Brettchen“ und dem Herrn ohne solche. Als Brettchen bezeichnet der Eingeborene die Achselstücke. — Es ist dies ganz natürlich, denn der dieses Abzeichen tragende Offizier, bzw. auch im Innern der Bezirksamtmann, hat die Befehlsbefugnis und die Strafgewalt über die ihm unterstellten Askaris. Daß diese Herren ihm mehr als Respektspersonen erscheinen, wie die ohne „Brettchen“, ist also durchaus verständlich.

Bisher hatten die Askaris alle ihre Vorgesetzten immer in Uniform und mit Achselstücken gesehen; so hatten sie denn auch den hohen Herrn aus Uleia in einer ganz besonders schönen Uniform und mit ganz besonders dicken Achselstücken erwartet. Daß er ohne diese und in Zivil kam, enttäuschte sie. Sie zweifelten an ihm.

Würdig und sachgemäß wurde im Kreise der Askaris dieses Thema erörtert, aber man konnte trotz Rede und Gegenrede zu keiner rechten Erklärung kommen, bis schließlich ein alter Betschauisch (Sergeant) das Wort zu folgender Erklärung ergriff:

„Hört mir zu. Der hohe Herr aus Uleia hatte keine Brettchen. Kweli. (Richtig.) Aber er trug ein rotes Band über die Brust. Dieses Band war sehr schön. Es war aus Seide. Unsere Polizei-Askaris tragen auch ein rotes Band über die Brust. Aber es ist nicht so schön. Es ist aus Baumwolle. Wißt

ihr meine Meinung? Der hohe Herr mit dem roten Band, der aus Uleia kommt, ist dort der allerοberste Polizist."

„Kweli! So wird's sein", murmelte ihm der Chor Beifall.

Damit war der Staatssekretär aus Berlin bei den Eingeborenen in Rang und Würden einrangiert.

Rund um Afrika.

Es war im Jahre 190 ., als wir zum „Afrikanerzug“ uns abends im Wartesaal des Anhalter Bahnhofs in Berlin zusammenfanden, Beamte, Kaufleute, Pflanzer, Offiziere, die, zum Teil als Neulinge, zum Teil als alte Afrikaner nach dem in Deutschland verbrachten zuständigen Heimatsurlaub, wieder die Ausreise in unser herrliches Ostafrika antreten wollten. Der Bahnhofspförtner pflegte damals, wenn er mit der großen Klingel den Wartesaal betrat, unsern Zug abzurufen: „Einsteigen, Richtung Halle — München — Ala — Rom — Neapel — Daressalam!“. Ein Jubelgeschrei vom Afrikanertisch antwortete ihm hierauf, und ein erklecklicher Obolus war die dankbare Quittung für sein afrikanisches Gedenken.

Unter den meist bekannten Gesichtern war ein mir neues, ein scharfgeschnittenes, energisches, intelligentes; wie ich bald erfuhr, des Schriftstellers Gustaf R., der von einer bekannten Berliner Zeitung eine größere Summe erhalten hatte, mit dem Auftrag, Afrika zu umfahren und Reisebriefe zu senden. „Justav“, wie er bereits in dem lustigen

Afrikanerkreise genannt wurde, mit dem er sich anscheinend schnell angebiedert hatte, hatte sichtlich bereits „einen sitzen". So fiel denn unsere gegenseitige Vorstellung, wenigstens von seiner Seite, weniger formvoll als herzlich aus; er umarmte mich nämlich mit den Worten: „Na, alte Seele, kommst du endlich!"

Justav war ein Original und hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Aus guter Familie, hatte er früh den Marinedienst verlassen müssen, war dann in Amerika und Australien gewesen, als Schafscherer, Straßenbahner, Postreiter; dazwischen lagen auch einige Monate, über die er nicht gern sprach; böse Zungen behaupteten, daß er diese in unfreiwilliger Zurückgezogenheit nach einer etwas zu kräftig ausgefallenen Auseinandersetzung mit einem Meinungsgegner verlebt habe. Von seiner Feder rührten bereits damals verschiedene ganz köstliche Werke her, die das Leben in Australien und der Südsee packend und mit prächtigem Humor zu schildern verstanden.

Also, Justav war unser Reisegefährte, und zwar ein sehr netter, sofern er nicht unter Alkohol war. Letzteres lag allerdings im Zweifelsfalle von 9 Uhr morgens an vor; später war er dann oft ungemütlich und nur durch Grobheiten auf den Pfad der Tugend, will heißen der Umgänglichkeit, zu kriegen.— Wie er seine Reisebriefe fertigbringen wollte, war uns, den übrigen Dampferpassagieren,

allerdings lange Zeit schleierhaft. In Neapel kam er erst im allerletzten Augenblick, als der Dampfer bereits Anker lichtete, in einem gemieteten Boot seelenvergnügt angegondelt, mit dem italienischen Schiffer ein greuliches Duett singend.— So wie in Neapel verfuhr er in den meisten Hafenplätzen, entweder verankerte er sich im Rauchsalon des Dampfers und lehnte jeden Landbesuch ab, oder er begab sich in die erste Kneipe an Land, setzte sich dort fest, und kehrte aus dieser erst im letzten Moment an Bord zurück. Sich etwas anzusehen lehnte er ab. Trotzdem entstanden die Reisebriefe, die bekannt und gern gelesen sind. Allerdings war Justav, wo er ging und stand, von einem gewaltigen Notizbuch begleitet, und es kam ihm nicht im geringsten darauf an, Geschichten, die ihm aus Hamburg vom Jungfernstieg, aus Frankfurt von der Zeil, oder von Berlin aus der Ackerstraße erzählt worden waren, gänzlich gesinnungslos nach Mombassa, Tanga oder Chinde zu verlegen. Er verstand diesen aber dann so ausgezeichnet eine lokal-afrikanische Färbung zu geben, daß der harmlose Leser sein offenes Auge für drollige afrikanische Scenen nur bewundern konnte. Nur wir entdeckten mit Rührung später manches alte Histörchen im tropischen Gewande wieder.

Unser erster Hafenort nach Abfahrt von Neapel war Port Said, diese am Zusammenlauf dreier Erdteile gelegene, einen Völkermischmasch schlimmster

Art beherbergende Stadt am Eingang des Suez-kanals.— Damals war der Deutsche, dessen trink-geldfrohe offene Hand bekannt war, noch hoch geschätzt, und jeder arabische Kaufmann, jüdische Händler oder stiefelputzende Fellachenjunge mußte etwas deutsch können; das gehörte zum Geschäft. Die Anrede an den Deutschen richtete sich nach seinem Augenglas.

Trug er kein Glas, so war die Anrede: „Kaptän!"

Wer Kneifer oder Brille trug, wurde: „Herr Dokter" angeredet.

Wer aber gar mit einem Monokel geschmückt war, wurde durch die Anrede: „Herr Baron" aus-gezeichnet.

Auch Justav gehörte zu letzteren Bevorzugten, und entsprechend wendete sich ihm das besondere Interesse der Händler zu.— Es gab dort, allerdings zu horrendem Preis, Spielkarten zu kaufen, die, wenn man sie gegen das Licht hielt, durchsichtig waren und allerlei interessante und zumeist pikante Bilder sehen ließen. Mit Vergnügen verfolgten wir alten Afrikaner, wie ein Händler, ein edler schwarz-haariger Jüngling mit Korkzieherlocken, sich an Justav heranmachte, auf ihn einredete, wie Justav sein Portemonnaie zog und dafür ein solches Kartenspiel in Empfang nahm. Unbemerkt folgten wir nun Justavs Spuren, der mit seiner Erwerbung sich in eine unbeobachtete Ecke begab, dort das Spiel herauslangte und eine Karte gegen das Licht

hielt. Enttäuschtes Gesicht, dann eine zweite, dritte und vierte. Jedesmal enttäuschtes Gesicht, worauf Justav das Spiel fortsteckt. Nun kommen wir hinzu und fragen teilnahmsvoll: „Na, Justav, was Schönes?“ — „Ach“, knurrte Justav, „der Schweinehund hat mir ein ganz hundsgemeines gewöhnliches Spiel Karten angedreht!“. „Na“, sagte unser Oberarzt, „Justav, 40 Mark für ein Kartenspiel ist ja ein bißchen viel; das hätten Sie bei unserm Steward auch für 40 Pfennig haben können!“ Höchst pikiert ging Justav in die nächste Bar, legte sich dort vor Anker und wollte von weiteren Einkäufen nichts mehr wissen.

Von Port Said geht es durch den Suezkanal ins rote Meer. Wir älteren Afrikaner kannten die Gluthitze dort, deshalb hatten wir Justav schon lange geraten, sich entsprechend zu kleiden. Er lief nämlich noch immer in dem Anzuge umher, mit dem er in Berlin — im Februar! — in den Zug gestiegen war, dicke Stiefel, dicker Winteranzug, steifer hoher schwarzer Hut. Letzterer hatte bereits in Port Said das ehrfurchtsvolle Staunen der kleinen Araberjungen erregt, die eine derartig prunkvolle Kopfbedeckung wohl noch nie zu sehen bekommen hatten. Einen dünnen Anzug hatten wir inzwischen Justav schon, halb mit Gewalt, besorgt, aber nun sollte er auch noch weiße Schuhe bekommen. Seine recht großen Füße steckten nämlich in gewaltigen rindsledernen Futteralen — „Karreebotten“ nannte

man sie früher beim Militär, — auf welche die Sonne des roten Meeres hübsch brennen konnte!— „Justav, lassen Sie sich weiße Schuhe machen, Sie brauchen sie!"— Schließlich läßt sich Justav denn auch zu seinem Glück überreden, es erscheint abermals ein schwarzlockiger edler Herr, nimmt ihm Maß und schwört bei allen Erzvätern, daß er pünktlich um 10 Uhr die Schuhe auf den Dampfer, der um 11 Uhr abfahren sollte, bringen werde. Justav hatte inzwischen „Die Durststrecke" von der Bar bis zum Rauchsalon des Dampfers erfolgreich überwunden, sich im letzteren wieder festgesetzt, und „schob sich", wie unser Arzt sagte, „mit zahlreichen Whiskys allmählich jenseits der Empfindungsschwelle." Der Geschäftsfreund mit den Schläfenlöckchen erschien denn auch pünktlich mit den Schuhen, beteuerte wieder bei allen Heiligen des alten Testaments, was er für ein reeller Geschäftsmann sei, bestand zum Beweis dessen auch darauf, das Justav sofort probieren solle, was dieser denn auch, wenigstens links, tat, worauf der Geschäftsfreund sein Geld erhielt, sich mit heißen Segenswünschen für glückliche Reise zurückzog, und der Dampfer abfuhr.

Wir sind nun im roten Meer, schwitzen und ziehen uns so leicht als möglich an. Aber Justav kann sich von seinen dicken Rindsledernen nicht trennen; sah man die Tropensonne darauf tanzen, so verspürte man ein mitleidsvolles Kribbeln in allen Zehen.

„Aber Justav, warum ziehen Sie denn nicht Ihre schönen weißen Port-Said-Schuhe an?"

„Der Gauner hat mir ja zwei linke angedreht!" fauchte Justav.—

„Na, Justav", sagte der Oberarzt wieder, „das ist ja nicht so schlimm. Sie fahren ja sowieso um Afrika herum und kommen also wieder nach Port Said. Da müssen Sie ja unbedingt irgendwo dem Mann begegnen, der die zwei rechten zu Ihren linken hat. Sie brauchen also nur hübsch aufzupassen, den Mann anzuhalten und mit ihm auszutauschen; dann ist alles in Ordnung."

Aber Justav hatte gar keinen Sinn für diesen Humor, ging wütend in die Schiffsbar und erschien am nächsten Tage zum Entsetzen der weiblichen Passagiere in Strümpfen (wollenen!) an Deck.

Das war allerdings auch nicht hübsch von ihm.

Der schweigsame Afrikaner.

Hauptmann R. war einer der schweigsamsten Menschen, die es wohl je gegeben. Gesellschaften schätzte er deshalb gar nicht, und es bedurfte während seines Heimaturlaubs stets großer Ueberredung, um ihn zum Besuch einer Gesellschaft zu veranlassen. Schließlich war es aber doch wieder einmal geglückt, ihn zu einer Gesellschaft einzufangen, und seine Tischdame stürzte sich nach Oeffnen aller Schleusen der Beredsamkeit auf den interessanten Afrikaner.

„Ach, verehrter Herr R., das ist ja zu interessant, daß ich Sie kennen lerne. Ich habe ja eine solche Menge Fragen an Sie, und Sie müssen die Güte haben, mir alle meine Fragen ganz, ganz genau zu beantworten. Wissen Sie, ich kann mir von Ihrem Leben und Treibem da im Innern gar keine rechte Vorstellungmachen; wie so Ihr Tagewerk verläuft, womit Sie sich beschäftigen, kurz das alles ist so interessant; nun sagen Sie mir mal, bitte, was machen Sie so den ganzen Tag?"

„Dienst." –

„Nun ja, das glaube ich ja gern, daß Sie da viel zu tun haben; ich meine allerdings weniger Ihre Beschäftigung, als das ganze Leben dort. Das Leben muß sich doch da, unter den ganz anderen Bedingungen, ganz anders abspielen, es sind doch da ganz andere klimatische Verhältnisse, das muß doch auch von großem Einfluß sein. So erzählen Sie mir doch, bitte, mal, lieber Herr R., wie ist es denn da eigentlich in Afrika?"

„Heiß." —

„Nun ja, auch das kann ich mir vorstellen; liegt doch die Kolonie unter dem Aequator. Ich meine ja auch in erster Linie die Eingeborenen, die verschiedenen Volksstämme, das muß doch höchst interessant sein, die verschiedenen Völker zu beobachten und zu studieren; nun sagen Sie mir, bitte, nur mal, wie sind denn die Eingeborenen eigentlich?"

„Schwarz." —

Nun wurden weitere Anknüpfungsversuche aber doch aufgegeben, und R. als unverbesserlich mit Nichtachtung gestraft.

Bana Hadmi.

Kam man aus Ostafrika auf Heimatsurlaub, so lautete gewöhnlich eine der ersten Fragen: „Sind Sie dort draußen mal Löwen begegnet?" Anspruchsvollere fragten auch wohl gleich: „Wieviel Löwen haben Sie in Afrika geschossen?"

Aber die Löwen laufen in Afrika durchaus nicht so herum, wie bei uns die Hasen. Es gibt eine ganze Anzahl alter Afrikaner, die niemals einen Löwen zu sehen bekommen haben. So ist es unserem berühmten Ostafrikaner, dem Begründer unserer schönen Kolonie, Hermann von Wissmann, trotzdem er gewiß ein waidgerechter Jäger war und wohl sonst alles erdenkliche Wild vor seiner Büchse gehabt hatte, niemals geglückt, einen Löwen auch nur zu sehen; er konnte deshalb geradezu böse werden, wenn in seiner Gegenwart Löwenabenteuer erzählt wurden.

Auch ein anderer alter Afrikaner, der „Keeniglich Bayerische" Hauptmann R., ein leidenschaftlicher und erfolgreicher Jägersmann, hat in zwanzigjähriger afrikanischer Tätigkeit niemals auch nur die Schwanzspitze eines Löwen zu sehen bekommen.

Oft gab er seiner Entrüstung hierüber mit den Worten Ausdruck: „Wann i bloß mal so eine verflixte große Katzen überhaupt's zu sehen bekäm, hernach wär i schon z'frieden!"

Aber der Löwe ist wirklich der König der Tiere. Wenn man abends im Lager sitzt, die Askaris und Träger schwatzend und lachend um ihr Feuer hocken, dann hört man wohl in der Ferne ein dumpfes Donnergrollen. Man glaubt an ein Wetterleuchten — aber plötzlich ist, wie abgeschnitten, Stille in der Natur. — Rinder, Schafe und Ziegen verstummen, Hyänen und Schakale schweigen, und auch am Lagerfeuer der Schwarzen tritt lautlose Stille ein. Nur leise flüstert es in deren Kreise: „nyama" = „Wild", denn den Namen des „Herrn mit dem dicken Kopf" darf man nicht aussprechen, sonst kommt er. Und erst nach einigen Minuten lautloser Stille fängt vielleicht ein naseweiser Schakal wieder an zu bellen, und erst ganz allmählich gewinnt die Natur wieder ihre abendliche Klangfarbe.

Im Süden der Kolonie waren die Löwen, so sonderbar es klingt, zeitweise ganz beliebt. Da baten die Pflanzer gelegentlich den eifrigen Löwenjäger: „Lassen Sie mir meine braven Löwen in Ruh'!" Dort herrschte nämlich zeitweise eine wahre Wildschweinsplage, da diese sich außerordentlich schnell vermehrenden Tiere alle Pflanzungen

umwühlen und verderben. Dort war deshalb der Löwe, für den das Fleisch des Wildschweins eine Delikatesse ist, und der deshalb diese Gesellschaft etwas in Raison hält, zeitweise nicht unbeliebt.

Anders aber in der Nähe bewohnter Orte. Dorthin ziehen sich häufig die sogenannten Menschenlöwen. Während nämlich der gesunde Löwe Wild und Haustiere schlägt, Menschen aber selten angreift, halten sich die alten Herren in der Nähe von Wasserstellen und Ortschaften, wo sie sich dann gelegentlich einen einzelnen Menschen greifen. Merken sie erst, wie leicht diese Beute zu kriegen ist, so werden sie meist gefräßig und terrorisieren ganze Ortschaften oft so, daß diese auswandern.

Auch in der Umgegend der schönen Küstenstadt T. hatte sich ein solcher Menschenlöwe breitgemacht. Als die Eingeborenen hilfesuchend zum Bezirksamt kamen, wurde alsbald ein tüchtiger Unteroffizier der Schutztruppe, Oberjäger P., der schon verschiedene Löwen erlegt hatte, beauftragt, auch diesen Löwen abzuschießen. So brach er denn, nachdem das Lager des Löwen erkundet war, mit einigen Askaris und einer Anzahl tüchtiger farbiger Hilfsleute auf. Ihm hatten sich zwei tapfere Schreiberlein der Stadtverwaltung von T. freiwillig angeschlossen, obwohl P. – der Grund hatte, ihrer waidmännischen Fertigkeit zu mißtrauen – über diesen Kräftezuwachs keineswegs erfreut war.

Wie ein pharaonischer Sichelwagen von Waffen starrend und voll der Absicht, kühne Taten zu vollbringen, zogen also die wackeren Schreiberlein mit P. gegen den Löwen zu Felde.



Die Jagd machte sich leicht. Der Löwe wurde gestellt, wurde in entgegengesetzter Richtung zur Stadt flüchtig, und einige Schüsse von P. und seitens der Askari brachten ihn zur Strecke. Aber, aber, — in demselben Augenblick, als der erste Schwarze, den Löwen erblickend: „simba!" = „Löwe" rief, in dem gleichen Augenblick nahmen die beiden Helden reißaus und sausten mit Volldampf zur Stadt zurück.

Dabei stolpert der eine, fällt hin, und sein Kollege purzelt über ihn. Kopflos vor Angst, erkennt der zu unterst liegende seinen Kollegen nicht, glaubt sich vom Löwen gefaßt und schreit: „Er hat mich, er hat mich!"

Allmählich kommen nun einige freundliche Mohren hinzu, stellen den Helden wieder auf seine Beine und klopfen ihm den Staub Afrikas ab. Etwas bekniffen tritt unser Freund den Rückweg in die Stadt an.

Aber die Geschichte war wie ein Lauffeuer in T., das ein bißchen Klatschnest war, herum. Schon als unser Freund zum Mittagessen die Messe betritt, tönt ihm von einer Ecke her aus boshaftem Munde in den höchsten Tönen entgegen: „Er hat mich, er hat mich!" – Und überall, wo er sich blicken läßt, im Büro, in der Messe, in der Kneipe, erschallt es bei seinem Eintritt aus irgend einer Ecke: „Er hat mich, er hat mich!"

Es war ganz natürlich, daß es auch den Mohren schließlich auffiel, wenn überall, wo unser Freund erschien, sofort der merkwürdige Ruf ertönte. Sie verstanden zwar den Sinn nicht, sahen aber täglich den Zusammenhang. So ergab sich von selbst, daß ihn bald auch die Farbigen so nannten; er hieß bei ihnen bald, in der Negersprache entsprechend verballhornt, der „Bana (Herr) Hadmi".

Damit war der Unglückliche geliefert.

Wer einen Eingeborenennamen hat, wird ihn nicht los. Selbst wenn er an einen Ort im tiefsten Innern fliehen wollte, der Name würde ihn treu begleiten und wäre nicht auszurotten. So zog denn unser Freund vor, den Staub Afrikas – diesmal

bildlich gesprochen — von sich zu schütteln, nach der Heimat zu gehen und dort die Stelle eines Stadtsekretärs in einem idyllischen thüringischen Landstädtchen anzunehmen. Dort erfreute er sich denn auch bald des Ansehens, das ihm als tapferem Afrikaner gebührte, und gern hörte man seinen interessanten Erzählungen aus dem schwarzen Erdteil zu.

Namentlich erregte seine packende dramatische Schilderung einer von ihm mitgemachten Löwenjagd bei allen Stammtischgästen im Ratskeller allabendlich eine angenehm gruselige Gänsehaut. Nur merkwürdig, daß der Verlauf der Löwenjagd sich im Laufe der Zeit sonderbar gewandelt hatte und der „Bana Hadmi" gar nicht mehr darin vorkam.



Merkwürdige Damenkleidung.

Unsere Strümpfe nennt der Mohr „sokkissi". Es ist dies ohne Frage das geschmackvoll umgestaltete Wort: Socken. Dem Neger war es natürlich zunächst höchst neu und verwunderlich, daß man die Extremitäten in Überzüge steckt. So erklärt sich denn auch, daß er das Wort sokkissi für die Futterale aller Extremitäten anwendet, die für die Füße: die Strümpfe, und die für die Hände: die Handschuhe. Letztere bekommt er ja natürlich nur ganz selten zu sehen, und sie pflegen dann seine größte Verwunderung zu erregen. — „Schandalua" bedeutet beim Neger: Sonnen-, Regen- und Windschutz. Mit ihm ist alles derartige bezeichnet: ein einfaches Gewebe zum Moskitoschutz, wie auch ein großer, schwerer, wasserdichter Stoff, z. B. die Sonnendecke über den Europäerzelten.

Ich war in Daressalam mit dem Pferde gestürzt, hatte mir den Fuß verstaucht, lag in meiner Wohnung und bekam dort manchen teilnehmenden Besuch. Auch die wenigen weißen Damen, Gattinnen der Beamten und Offiziere, die bereits damals in Daressalam waren, wendeten mir ihre persönliche Teilnahme zu.

Eines Tages kommt mein Boy Ali, ein noch ziemlich unbeleckter Negerjüngling, ersichtlich fassungslos, herein und meldet:

„Herr, eine „bibi kubwa“ („hohe Frau“ = europäische Dame) ist draußen.“

„Was will sie?“

„Sie will dir salam (Guten Tag) sagen.“

„Wer ist sie denn?“

„Das weiß ich nicht. Aber sie hat Strümpfe an den Händen und ein Sonnensegel vor'm Gesicht!“

„Handschuhe“ und „Schleier“. – Das mußte Ali allerdings außer Fassung bringen. –

Des trunkfesten Schmeckebier's Ende.

Der Feldwebel der Kaiserlichen Schutztruppe in Daressalam, Johann Leberecht Schmeckebier, war zwar ein höchst braver Mann, aber er ließ es sich gar zu sehr angelegen sein, die selbstgestellte Aufgabe, seinem Namen Ehre zu machen, restlos durchzuführen. Man war zwar in alter afrikanischer Zeit dem Becherschwingen gegenüber reichlich nachsichtig, aber Schmeckebier betrieb diesen Sport denn doch gar zu gründlich. Schon öfter hatte der gute Onkel Oberstabsarzt sein Haupt über Schmeckebier geschüttelt und ihm ein baldiges Ende prophezeit, auch des öftern hatte ihn sich der Kommandeur schon vorgebunden und ihm angedroht, ihn demnächst nach Hause zu schicken; aber das hatte nichts geholfen. Selbst die lieben Kameraden hatten ihm schon gesagt: „Schmeckebier, wenn Sie so weiter saufen, dann reisen doch allernächstens Ihre Zinkkoffer allein nach Europa zurück", eine sinnige Umschreibung dafür, daß der Besitzer dieser Koffer wohl alsbald in Afrika seine endgültige Ruhstatt finden und seine Koffer

mit seinem Nachlaß ohne ihn an die Erbberechtigten in Europa zurückgehen würden. Aber auch das half nichts.

Der Boy Schmeckebiers, d. h., sein Leib- und Magendiener, war ein hoffnungsvoller Negerjüngling mit dem poesievollen Namen: „Nauke“. Nauke war ursprünglich Träger gewesen, Schmeckebier hatte ihn auf einer Expedition als Ersatz für seinen irgendwie ausgefallenen Boy aushilfsweise eingestellt und dann dauernd behalten. Wahrscheinlich war Nauke ihm wegen seiner geschmackvollen Kleidung aufgefallen; Nauke trug nämlich, außer dem kleinen Lendenschürzchen der Träger, ein gänzlich verschlissenes altes, viel zu enges Damenjackett (noch mit Keulenärmeln!), dessen Taille ihm unter den Achselhöhlen saß, und als Kopfbedeckung den nur mehr aus der schwarzen Lederkappe bestehenden Rest eines alten Infanteriehelms, der ihm viel zu groß war, und durch dessen kreisrundes Loch für die entschwundene Helmspitze die Tropensonne konzentriert auf Naukes Schädel brannte. Diese immerhin ungewöhnliche Kostümzusammenstellung hatte ihm wohl früher mal von einem humorvollen Europäer den Namen Nauke eingebracht, den er nun schon lange und mit Stolz trug.

Schmeckebier und Nauke, Herr und Diener, paßten großartig zu einander; beide tranken, daß es nur so eine Art hatte. Während der Herr sich

an die europäischen Getränke: Bier (viel Bier!), Whiskysoda (möglichst ohne Soda!), Kognak (großes Gefäß!) hielt, wendete sich der Diener dem Eingeborenen-Bier, dem geliebten Pombe, zu, mit dem er sich in jeder Gestalt, sei es aus Reis, Mais, Hirse oder Bananen hergestellt, Abend für Abend vollaufen ließ. Jedenfalls verging kein Tag, wo nicht Schmeckebier wie Nauke schwergeladen das Lager aufsuchten.

Auch sonst vertrugen sich beide glänzend. Schmeckebier konnte zwar, abgesehen von wenigen einzelnen Brocken, die Umgangssprache der Kolonie, das Kisuaheli, absolut nicht lernen (wenngleich er selbst überzeugt war, fließend Kisuaheli zu sprechen), trotzdem verstanden sich Herr und Diener aber ausgezeichnet. Schmeckebier sagte zum Beispiel: „Also, Nauke, jetzt nenda (geh) mal zur Post und lete (bringe) mir 10 Fünfhellermarken."

„Ndio, ndio, ndio" (Jawoll), sagte Nauke dann und schob ab. Selbstverständlich hatte er nur „geh" und „bringe" verstanden. In dem richtigen Gefühl, daß, wenn er seinem Herrn etwas zu bringen hatte, dies meist etwas Trinkbares sein sollte, brachte er denn auch zunächst mal einen großen Whiskysoda. Was sollte Schmeckebier machen? Er trank ihn eben aus (ohnehin hätte er sich ja doch gleich einen holen lassen!) und ging zur Tagesordnung über.

Kurz, das Verhältnis zwischen Schmeckebier und Nauke war ungetrübt und wäre es auch weiter geblieben, wenn nicht das Schutztruppenkommando mit rauher Hand eingegriffen, Herrn und Diener getrennt hätte, indem es, auf Vortrag des Arztes und der Vorgesetzten Schmeckebiers hin, ihn zur Heimat zurücksandte. — Wenn auch Schmeckebier schweren Herzens von Afrika schied, so tröstete ihn doch der Gedanke, daß man in Europa mannigfachere und kühlere Getränke bekommen konnte.

So schiffte sich denn Schmeckebier eines schönen Tages mit uns — die wir auf unseren zuständigen Heimatsurlaub gingen — zusammen auf dem von Daressalam aus abgehenden Dampfer ein.

Im indischen Ozean, mehr noch im roten Meer, war es glühend heiß. Was Wunder, daß Schmeckebier im Rauchsalon des Dampfers Wurzeln schlug und sich aufs nachdrücklichste mit den herrlich eisgekühlten Getränken des Dampfers beschäftigte. — So saß er denn eines schönen Tages, zusammen mit seinem „Spezi" und Kneipgefährten, dem Sanitätssergeant Bemmchen aus Leipz'ch; beide Zechkumpane hatten schon das ergreifende, wenn auch ethnographisch anfechtbare Lied exekutiert:

„In Honolulu
da wohnt ein Zulu . . . "

bereits waren beide zu Schmeckebiers Leib- und Magenlied übergegangen:

„Und so woll'n wir, woll'n wir, woll'n wir
noch ein'n kü — hü — beln,
ein'n kü — hü — beln,
ein'n kü—hü—beln . . . "

aber weiter kamen sie nicht, plötzlich rutschte Schmeckebier vom Sofa zur Erde. — Bemmchen, der seinen Freund nur als aufrechten und seßhaften Trinker kannte, war arg bestürzt, holte den Arzt, der jedoch nur mehr feststellen konnte, daß ein Schlaganfall die trunkfrohe Lebensbahn Schmeckebiers zwar sanft aber für immer beendet hatte. —

Schmeckebier mußte nun die ihm gewiß herzlich unsympathische Bestattung im — ungemischten! — Wasser finden. „Orndlich geschittelt würd' er sich hab'n, wenn er das gewußt haben däte", sagte Bemmchen, der seinen Freund kannte. — Schmeckebier wurde nun, nach Schiffsbrauch, auf zwei Planken gebettet, die am Kopf- und Fußende beschwert waren, und mit diesen zusammen in Segeltuch eingenäht.

Am nächsten Morgen erfolgte nun die feierliche Bestattung; ein mitreisender Missionar hielt die Trauerrede, die — abgesehen von einem kleinen Mißverständnis, an dem der geistliche Herr aber keine Schuld trug — höchst eindrucksvoll war. Nach dem Rühmen der Vorzüge des Verblichenen gedachte nämlich der Redner auch der trauernden Witwe und des Kindes; das stimmte nicht ganz, Schmeckebier war Junggeselle. Allerdings hatte er

in Daressalam einen etwas flüchtigen Herzensbund mit einer schwarzen Dame geschlossen, aus welcher schwarz-weißen Verbindung ein entsprechend abgetöntes Pfand der Liebe hervorgegangen war; letztere beide pflegte der engere Freundeskreis als „die gnädige Frau Schmeckebier“ und „das Schmeckebierchen“ zu bezeichnen; dies war wohl die Ursache zu der irrigen Auffassung des geistlichen Herrn gewesen.

Schmeckebier wurde also unter den Klängen der Schiffskapelle in die spiegelglatte See versenkt. Eben wollte die Trauerversammlung wieder auseinandergehen, als etwas erfolgte, das für nervenschwache Gemüter allerdings wenig schön war. Schmeckebier tauchte nämlich wieder auf, und zwar in aufrechter Haltung, Kopf und Brust, deutlich erkennbar, über dem Wasser, den übrigen Teil darunter; ersichtlich hatte sich die Beschwerung am Kopfende gelöst, die am Fußende hatte gehalten, so daß der Körper aufrecht gestellt und etwas über Wasser gehalten wurde.

Es war dies, wie gesagt, ein für Nervenschwache wenig erbaulicher Anblick, und trotzdem blieben wir alle, wie gebannt, auf dem Hinterdeck stehen, ohne daß Jemand der peinlichen Situation ein Ende zu machen verstand, bis plötzlich Bemmchen die Stille mit den Worten unterbrach:

„Nu, ich hab's doch gewußt. Ich kenn' doch mei' alten Freind Schmeckebier. In sei'm Läben

hat'r kee Wasser trinken gemocht. Er dut's äben nich. Er dut's bardu nich."

Das war das erlösende Wort. Beruhigt gingen wir jetzt an die verschiedenen Tränkstellen des Dampfers und weihten dort dem seligen Schmeckebier ein stilles, aber geräumiges Glas. –

Möge er eine feuchtfröhliche Urstätt gefunden haben!

AUS DEM INNERN UND VON EXPEDITIONEN

Der Rauchwagen.

„Garimoschi" = „Rauchwagen," so nennen die Mohren die Lokomotive und überhaupt die Eisenbahn.

Man sollte eigentlich annehmen, daß die Mohren in helle Verwunderung ausgebrochen seien, als sie zum erstenmal eine Eisenbahn im Betrieb sahen. Ganz das Gegenteil; sie erklärten einfach: „Kasi uleya" und gingen damit zur Tagesordnung über. „Kasi uleya" bedeutet „europäische Herstellung". Mit „Uleya", eigentlich: das Wunderland, bezeichnet der Eingeborene allgemein Europa; er meint damit: Ihr Weißen macht eben allerlei solch Zeug, was wir hier nicht kennen; da ist also doch nichts Verwunderliches!

Allerdings brachte die erste afrikanische Eisenbahn allerlei merkwürdige Ereignisse zutage. So hatte man den braven Ali, der bisher als Rikschah-Boy, als menschliches Pferdchen, vor einem leichten Rikschahkarren sich sein Brot verdient hatte, als Rangierer eingestellt. Eines schönen Tages läuft beim Rangieren ein Güterwagen etwas zu

weit, und Ali, bisher nur an die Gewichtsverhält-nisse seiner leichten Rikschah gewöhnt, versucht ihn dadurch aufzuhalten, daß er — seinen Fuß vorstellt! Ergebnis: Ein Ali-Bein minus.

Aber von diesem Tage datierte Alis Aufstieg! Zunächst wurde er in das Eingeborenenhospital gebracht, dort von den klugen deutschen Dok-toren sorgfältig nach allen Regeln der Kunst mit Unmengen schneeweißer Verbandstoffe und anderer herrlicher Sachen behandelt, und von freundlichen weißen Schwestern prächtig gepflegt und gefüttert. Nach einer längeren schönen Zeit des — übrigens nicht allein vom Mohren! — so geschätzten Nichtstuns bei guter Verpflegung, wobei er Mittelpunkt des brennendsten Interesses und Gegenstand ständiger Besuche seines großen schwarzen Bekanntenkreises war — und was will ein Mohrenherz an Unterhaltung mehr? —, sorgte die Eisenbahngesellschaft liebevoll für ihn, indem sie ihm eine Daueranstellung als Schrankenwärter gab. So wurde er — die höchste Sehnsucht des Mohren — „Mtu ya serkali“ = Staatsbeamter, der mit unsagbarem Stolz das Dienstabzeichen an seinem Fes trug und die für einen Mohren brennend interessante und abwechslungsreiche Tätigkeit des Schranke-Öffnens und -Schließens ausüben durfte.

Und was für eine Respektsperson war Ali geworden! Wenn er die Schranke schloß, sein:

„Simama!" („Bleib' stehen!") rief und die Hand hoch hob, dann mußte alles, ob Schwarz ob Weiß, haltenbleiben. — Selbst die hohen weißen Herren, ob zu Fuß, zu Pferd oder Wagen, folgten unweigerlich Alis Befehl, und sogar, wenn der „ganz hohe Herr" (der Gouverneur) gekommen wäre, auch er hätte auf Alis: „Simama" stehenbleiben müssen. Ja, solch eine machtvolle schwarze Persönlichkeit wie Ali gab es nicht leicht zum zweitenmal!

Und damit noch nicht genug des Glücks: eines Tages brachte der Dampfer aus dem Wunderland Europa auch noch ein künstliches Bein, das dem Ali großartig angepaßt wurde. So was Schönes, ein so feines Bein, hatte kein anderer Mohr, und es ist nur verständlich, daß Gevattern und Gevatterinnen tagaus, tagein kamen, um Alis herrliches Bein zu bewundern, dessen Vorzüge dieser mit reichem Wortschwall immer wieder darzulegen nicht müde wurde! Kurz, „Ali mit dem Uleyabein" wurde eine berühmte und vielbeneidete Persönlichkeit unter den schwarzen Honoratioren!

Als dann die erste Strecke der Bahn in Betrieb genommen wurde, da fuhren die Mohren so ungeniert mit, als ob dies bereits seit Urväterzeiten bei ihnen schon so gewesen sei; ein merkwürdiger Gegensatz zu uns, wo noch ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts manch altes Bauernweiblein

durchaus nichts von dem „Teufelswagen" wissen wollte. Aber an einer Stelle wurde den Mohren die Bahnfahrt doch einmal unheimlich. Ich kam mit meiner Expedition, unter der sich eine Anzahl gänzlich unbeleckter Buschnigger als Träger befand, aus dem tiefsten Innern, und wir bestiegen die Bahn, damals nur Stichbahn, an ihrem Endpunkt, die Askaris, Boys, Träger bei den Lasten auf den offenen Güterwagen, ich vorn, in dem einzigen für Europäer bestimmten Personenwagen. Zuerst ging das wunderschön, aber auf einmal sehen die Mohren hinten am Horizont eine Gebirgskette, die sich quer über die Bahn zieht, und sehen den Zug in der Ebene, ohne jede Rücksicht, schnurgerade darauf zu sausen. — Daß der Gebirgsstock untertunnelt war, ahnten sie eben nicht, kannten sie doch den Begriff des Tunnels überhaupt nicht, und war es daher ihrem Gedankenkreis auch unmöglich, diesen, der sich nur als winziger schwarzer Punkt in der Ferne zeigte, als solchen zu erkennen. Nun erhob sich ein großes Wehklagen.

„Tutakufa burre" — — „Wir werden zwecklos (d. h. ohne Sang und Klang) sterben!" so jammerte es von allen Seiten, bis ein alter Betschauisch (farbiger Sergeant) das Wort ergriff:

„Hört mir zu! Unser Bwana Mkubwa (Hauptmann) sitzt auch hier im Zuge. Er sitzt vorn im Wagen der Europäer. Er ist unser Babba (Vater). Wir sind seine Watoto (Kinder). Er wird es nicht

erlauben, daß wir umsonst sterben. Er hat Verstand. Er wird Rat wissen. Das ist meine Meinung. Kweli (So ist es)."

„Kweli," erwiderte ihm, jetzt gänzlich beruhigt, der farbige Chor. Und richtig! Das Loch im Berge wurde immer größer und größer; plötzlich wurde es stockfinster, der Zug fuhr durch das Loch, und auf einmal schien wieder die liebe Sonne, und der schreckliche Berg lag hinter dem Zuge! Nun war das Tunneldurchfahren auf einmal eine höchst amüsante und spaßhafte Geschichte geworden, und ich konnte mich vor Fragern nicht retten, die wissen wollten, ob nicht bald wieder ein so feines „Loch in den Steinen" käme. Leider konnte ich aber nicht mehr damit aufwarten, dieser Tunnel war der einzige.

Aber auch für die weißen afrikanischen Neulinge gab es unheimliche Situationen auf der Eisenbahn. Vom Europa-Urlaub zurückgekehrt, fuhr ich von Daressalam aus zusammen mit einem jungen, frisch ins Innere versetzten Beamten, Herrn B., dem seine Kollegen die Gefahren des Innern höchst drastisch geschildert zu haben schienen. Ob er nun in seiner Jugendzeit „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen" oder andere Bücher gelesen hatte, in denen Überfälle von Sioux-Indianern oder anderen Wilden auf fahrende Eisenbahnzüge geschildert werden, oder ob man ihm in Daressalam entsprechend eingeheizt hatte, jedenfalls

konnte er sich nicht beruhigen, sah kopfschüttelnd und verständnislos zu, wie ich mich, möglichst leicht bekleidet und selbstverständlich gänzlich unbewaffnet, zum Schlafen langlegte, und erklärte, er jedenfalls bleibe vorsichtig und trenne sich nicht von seinem guten Revolver.

Wir fahren jetzt durch dicken Busch, der Zug verlangsamt seine Fahrt, und plötzlich — welch' Entsetzen! — springen von allen Seiten wilde, schmutzige, schwarze Gestalten auf den fahrenden Zug! Mit käseweißer Nasenspitze reißt Herr B. seinen Revolver aus dem Futteral, schreit: „Überfall!“ und will anfangen zu schießen. Noch gerade kann ich ihm sein Schießeisen aus der Hand nehmen, ehe er damit Unheil anrichtet, als er sieht, wie die furchtbaren Wilden höchst friedlich an die Bremsen treten und diese mit aller Kraft anziehen. Es waren dies sehr ordentliche Hilfsbremser, die an einer Stelle, an der die Bahn besonders starkes Gefälle hatte, die Züge abwarteten, aufsprangen, alle Bremsen anzogen, mit dem Zuge zu Tal fuhren, um dort, nach Lösen der Bremsen, abzuspringen, wieder bergauf zu wandern, und den nächsten Zug ebenso zu bedienen.

Herr B. war ganz klein und beschwor mich bei allem, was mir heilig sei, nichts von dieser Episode

zu erzählen. Ich habe es ihm gelobt, wenn er mir dagegen verspräche, bei unseren braven Mohren immer hübsch ruhig zu bleiben und mit dem Geknall recht vorsichtig zu sein. Er hat sein Versprechen redlich gehalten und ich auch das meinige. Wenn er diese Erinnerung liest, so sei er schön gegrüßt!

Der Missionshäuptling.

Die Neger unterscheiden betreffs der Missionen „Frasa" und „Ingresa". Die Frasa (Franzosen) sind die Katholiken, die Ingresa (Engländer) sind die Protestanten; beide Bezeichnungen rühren wohl noch aus der allerältesten Zeit her, wo nur französiche Jesuitenpatres und englische Highchurch in der Kolonie vertreten waren.

In einer Landschaft, in der eine ganze Anzahl evangelischer Missionsstationen dicht beieinander war, lebte ein alter Häuptling, der auch gewissenhaft zu einer neu angelegten Missionsstation in den Vorbereitungsunterricht ging, worüber der junge eifrige Missionar, der erst frisch aus Deutschland gekommen war, seine helle Freude hatte. Eines Tages kam denn auch der Häuptling zum Missionar, sagte ihm, es sei jetzt bei ihm zum Durchbruch gekommen, und er bäte, getauft zu werden. Gern wurde seine Bitte erfüllt, und der Taufakt wurde mit aller einer solchen Respektsperson gebührenden Feierlichkeit vollzogen.

Nach der Feierlichkeit bleibt der Häuptling aber noch stehen.

„Worauf wartest du noch?“ fragt ihn der Missionar.

„Ich warte auf mein Taufgeschenk.“ (Es ist vielfach üblich, um die Eingeborenen etwas anzulocken, ihnen ein kleines Taufgeschenk: Stoff, Tabak usw. zu geben.)

Der junge Missionar, überzeugt, daß „seines Wortes Kraft allein“ an der Bekehrung schuld gewesen sei, erklärt:

„Ein Taufgeschenk gibt es hier bei uns nicht.“

Darauf sieht ihn der alte Häuptling vorwurfsvoll an und sagt:

„Weißt du, siebzehnmal habe ich mich schon bei euch taufen lassen, immer habe ich ein Taufgeschenk bekommen. Das ist nicht hübsch von dir. Jetzt gehe ich zu den Frasa!“

Die drei gebrechlichen Europäer.

Eines schönen Tages treffen sich im Busch drei alte Afrikaner, die von den langen Tropenjahren schon einigermaßen angenagt sind. Nach geräusch-voller Begrüßung schlagen sie ihre Zelte nahe bei-einander auf und gehen dann zum gemeinsamen Whisky-Soda über. Sie gehörten alle drei der ehrenwerten Kategorie der sogenannten „Rund-brenner", an, d. h. solcher Auserwählten, die min-destens „einmal um die Uhr herum" Whisky-Soda trinken konnten. Es braucht auch nicht erwähnt zu werden, daß sie der Whisky-Oberstufe an-gehörten. (Unterstufe: Whiskyzusatz so hoch wie eine flache Streichholzschachtelseite; Mittelstufe: wie die Mittelseite der Schachtel; Oberstufe: Schachtel hochkant gestellt. Es gibt auch noch eine Kategorie, die den Whisky-Soda ohne Soda trinkt, doch pflegen diese Leutchen das nicht sehr lange zu machen.)

Also, unsere drei Freunde haben sich um den Tisch mit dem Getränk gesetzt; um den Tisch her-

um hocken unten auf der Erde die Neger des nahen Dorfes, die ehrfurchtsvoll dem Gehaben unserer weißen Freunde zusehen.

Plötzlich greift einer der Europäer nach seinem Auge, nimmt es heraus und legt es auf den Tisch.— Den Mohren imponiert das gewaltig; sie ziehen und ziehen an ihren Augen, aber das Kunststück läßt sich nicht nachmachen.

Eine Weile vergeht. Auf einmal greift der andere in den Mund, nimmt seine Zähne heraus und legt sie ebenfalls höchst gemütlich auf den Tisch. — Den Mohren wird bei dieser Zauberkunst allmählich etwas bedenklich. Sie zerren wieder nach Kräften an ihren Zähnen, aber auch dies Kunststück läßt sich nicht nachmachen.



Plötzlich springt der Dritte auf, sieht sich mit wildrollenden Augen im Kreise um, faßt sich in seinen Schopf, reißt sich seinen ganzen Skalp ab und wirft ihn auf den Tisch.

Das ist den Mohren zu viel; von grauem Entsetzen gepackt, verschwinden sie mit Hechtsätzen im Busch.

„Sei gegrüßt, Du Rind!“

In vielen Gegenden des Innern von Ostafrika ist der Gruß an den Sultan:

„adse dsenga“ = „Das Rind kommt“,

worauf der also Geehrte erwidert:

„adse“ = „es kommt“.

Mit dem alten Sultan Merere, der über eine große Landschaft in dem von mir verwalteten Bezirk



herrschte, verband mich eine langjährige Freundschaft, sogar Blutsfreundschaft. (Ich war diese seinerzeit, halb im Scherz, eingegangen, hauptsächlich um ethnographische Kenntnisse besser sammeln zu können, tatsächlich machte sich, namentlich im Aufstande 1905-06, diese Blutsfreundschaft sehr bezahlt; Merere versah uns mit den besten Nachrichten über die Aufstandsbewegung und hielt uns selbst, bis zu seinem Tode, unverbrüchlich die Treue. — Die Zeremonie wird so vorgenommen, daß beide sich die Haut ritzen und je

einen Blutstropfen des anderen mit dem Eingeborenengetränk, dem Hirsebier, zu sich nehmen. Mein Amendement, an Stelle des letzteren einen von mir gestifteten Kognak zu nehmen, fand Mereres Billigung.)

Also, Merere und ich — ich war auf Bezirksbereisung — zogen zusammen durchs Land. Seine schwarzen Untertanen kamen ihm entgegen, legten höflich Speer, Stock oder was sie sonst in der Hand hatten, auf die Erde, knieten hin, klatschten in die Hände und sagten:

„adse dsenga" = „Sei gegrüßt, o Rind!", worauf Merere mit unerschütterlicher Ruhe jedesmal erwiderte:

„adse."

Ich sagte ihm nun:

„Höre mal, Merere, das will mir nicht gefallen. Deine Leutchen sprechen Dich hier alle als Rind an; das ist doch eigentlich despektierlich!"

Darauf Merere:

„Was meinst Du denn, Herr?"

Ich: „Sieh mal, wenn ein so mächtiger Sultan kommt, dann müssen die Leute ihn doch auch mit einem mächtigen Tiere vergleichen; sie müßten zum Beispiel sagen: der Löwe kommt!"

Merere: „Glaubst du, Herr, daß sich ein einfacher Neger freut, wenn ein Löwe kommt? Nein, wenn ein Löwe kommt, dann „zittert er am Bauch" (schüttelt sich vor Angst). Das Herz des Menschen

freut sich nicht, wenn ein Löwe kommt; wohl aber lacht sein Auge, wenn er ein schönes, nützliches Rind sieht.“

Ich mußte mich geschlagen geben.

Diese Geschichte von dem eigenartigen Gruß an den Sultan erzählte ich einmal unserem berühmten Robert Koch, der in Menschen- und Tierkrankheitsforschungen meinen Bezirk bereiste. Er geriet außer sich vor Entzücken. Robert Koch konnte nämlich den damaligen Kultusminister nicht leiden, den er beharrlich den „Stultusminister“ nannte. — „Nein, verehrter Herr Hauptmann,“ sagte Koch, „die Geschichte ist ja zu schön. Wenn ich wieder nach Berlin komme, mich im Ministerium melde und zum Stultusminister gehe, dann sage ich zu ihm:

„adse dsenga!“

Ob Robert Koch sein Versprechen gehalten, und was der Minister dazu gesagt, ist leider nicht zu meiner Kenntnis gelangt.

Guten Appetit!

Sollte die schöne Leserin oder der freundliche Leser das sein, was man für gewöhnlich „eklig" nennt, d. h. sich den Appetit leicht verderben lassen, so werden sie ergebenst gebeten, das nachfolgende Geschichtchen zu überschlagen.

Wenn die Missionare den Mohren in Ostafrika von Johannes dem Täufer erzählen, und beschreiben, wie Johannes in die Wüste zog und sich dort kümmerlich von Heuschrecken und wildem Honig nährte, so haben die Mohren keinerlei Verständnis für solch frugales Leben; ganz im Gegenteil: die Augen der Mohren leuchten bei dieser Erzählung, ihnen läuft das Wasser im Munde zusammen, und sie sagen sich: So ein alter Schlemmer, der Johannes!

Wilder Honig ist nämlich eine der größten Delikatessen des Negers. Tatsächlich ist auch der würzige Honig der Waldbienen etwas wunderbar schönes. Gehen die Eingeborenen tief in den Busch zum Honigsuchen, so folgen sie gern dem Honig-

vogel, einem kleinen Vogel, der den Waldbienenhonig auch außerordentlich schätzt, aber nicht allein an die Waben herankommen kann. Er fliegt den Menschen im Busch von Baum zu Baum voraus, ihnen den Weg zu den Waldbienenstöcken zeigend, wartet, bis der Stock ausgenommen ist und erfreut sich dann an den verbleibenden Resten.

Und auch Heuschrecken sind eine Delikatesse. Es gibt eine Heuschrecke, die gelegentlich massenhaft einfällt, von den Mohren gesammelt und in heißes Wasser geworfen wird, wo ihre Flügel sich ablösen. Der Leib der Heuschrecke wird als Delikatesse verspeist; er schmeckt ähnlich wie Nußkerne. Zu meiner Schande muß ich bekennen, daß auch ich davon versucht und daran Geschmack gefunden habe.

Man darf in Afrika überhaupt nicht „kiesätig" sein, besonders gilt das von dem, was man täglich braucht, dem Wasser. Die Wasserstellen, an denen man lagern muß, sind allerdings manchmal — richtiger zumeist — von fragwürdiger Beschaffenheit. Auf Expedition konnte ich an der Art des morgendlichen Getränks, das mir mein schwarzer Koch braute, unschwer auf die Güte des jeweiligen Wassers schließen.

Bekam ich morgens Tee, so konnte man wegen des Trinkwassers beruhigt sein.

Gab es Kaffee, so war die Güte des Trinkwassers zumindest fragwürdig.

Brachte der Koch mir aber morgens schönen, dicken Kakao, so sah man sich die Wasserstelle lieber gar nicht an, um vor unangenehmen Überraschungen bewahrt zu bleiben.

Auch sonst wird man gelegentlich anspruchslos. Im Aufstande 1905/06 kam ich mit meiner Expedition – ich war der einzige Europäer bei ihr – in eine ohnehin menschenarme Gegend, wo alle Lebensmittel bereits von den Aufständischen entfernt oder vernichtet waren. So lebten wir bereits zwei Wochen, mehr schlecht als recht, von Negerhirse, Hirse morgens, mittags, abends. Auch das Salz war uns ausgegangen, und wir halfen uns, indem wir die Asche verbrannter Kräuter über die Hirse streuten. – Schön war anders. – Man hatte einen wütenden Hunger auf die geringste Abwechselung. Da kommt mein farbiger Koch zu mir und fragt:

„Herr, was willst Du essen?"

„Was hast Du denn?"

„Hirse".

„Immerzu Hirse, das ist ja gräulich!"

„Es ist aber nichts anderes da!"

„Aber hier nebenan, im Hilfskriegerlager, da futtern die Hilfskrieger doch immerzu Fleisch!"

„Das sind Hunde, Herr, Ihr Europäer eßt doch kein Hundefleisch!"

„Ach was, ich will eine Tasse Brühe haben."

Eine Stunde darauf hatte ich eine schöne Tasse Brühe und diese — verhülle Dein Haupt, o Leser! — hat mir köstlich geschmeckt.



Schlimmer war aber ein andres Diner. — Empfindsame Leser werden hier nochmals gebeten, das nachfolgende zu überschlagen.

Den Eingeborenen gilt das Herz als Sitz der Seele, der Stärke und des Verstandes. Deshalb verzehren sie z. B. das Herz des Elefanten, um stark, das des wilden Kaninchens (das in allen Tiermärchen die Rolle spielt, wie bei uns der Fuchs), um klug zu werden. Auch wird von manchen Stämmen das Herz des getöteten Feindes, wenigstens ein Stück davon, verzehrt. Es ist dies allerdings mehr eine symbolische Handlung, die besagen soll, ich habe den Feind ganz überwunden und mache mir auch

dessen innere Eigenschaften, seine Stärke und seinen Verstand, zu eigen. Immerhin wird aber tatsächlich etwas Menschenfleisch, untermischt allerdings mit anderer Speise, verzehrt.

Wir hatten am Vormittag ein ziemlich heftiges Gefecht gehabt, bei dem ein bedeutender Führer der Aufständischen, der Häuptling Schuri, gefallen war. Auf dem Wege zum Lager hatten wir noch Glück und brachten einen starken Wasserbock zur Strecke. So saßen denn abends im Lager die Askaris, Träger und Boys in ihren verschiedenen Eßgruppen fröhlich schmausend und schmatzend zusammen, in einer besonderen Ecke, etwas abgesondert von den übrigen Farbigen „ernst, würdig, sachgemäß und klar“ wie Wilhelm Busch sagt, meine alten Kriegsgurgeln, die Sudanesen-Askaris, die alten langgedienten, meist bereits zu Chargen aufgerückten schwarzen Landsknechte. Nach arabischer Sitte hockten sie im Kreise um eine gewaltige flache Blechschüssel mit einem aus dem Fleische des Wasserbocks und verschiedenen Gemüsen bereiteten, recht appetitlich aussehenden und ebenso duftenden Gericht. Beim Spaziergang durchs Lager zu diesen meinen alten Kriegsgefährten kommend, werde ich höflich nach arabischer Sitte begrüßt:

„Tritt näher, hoher Herr!“

„Willst Du die Gnade haben, Platz zu nehmen?“

„Willst Du uns die hohe Ehre erweisen, an unserem Mahl teilzunehmen?“

Da die alten braven Kerle es sich wirklich zur Ehre anrechnen, wenn ihr weißer Führer, auch nur mit wenigen Bissen, ihr Mahl teilt, so tat ich dies und empfahl mich dann.

Als abends mein Boy mir mein Essen bringt, sagt er:

„Herr, Du hast mit den Sudanesen gegessen!"

Ich: „Ja".

Der Boy: „Ich weiß aber nicht, ob deren Essen nicht für Euch Europäer „muiko" („Speiseverbot" = schädlich, unstatthaft) ist."

Ich: „Wieso?"

Der Boy: „Die Sudanesen haben heute das Herz vom Häuptling Schuri gegessen!"

Donnerwetter! — Vielleicht habe ich ja Glück gehabt und ein anderes Fleischstück erwischt, aber immerhin — man konnte ja nicht wissen! Mein Inneres jedenfalls „es behielt ihn nicht," wie es in Schiller's Taucher so schön heißt, und mit dem Appetit war es an diesem Abend vorbei.

Die fernere Beteiligung an Sudanesen-Nachtmahlen habe ich aber, trotz aller Hochschätzung dieser meiner braven Krieger, höflich, jedoch bestimmt abgelehnt.

Der Saufschein.

An der Karawanenstraße, die von Dar-es-Salam ins Innere führt, lebte, etwa 60 Tagereisen von der Küste entfernt, der alte Wanyamwezi-Sultan Wamba.

Von ihm galt, was der Dichter so schön besingt:

„Im Winter trinkt und singt er Lieder,
Aus Freude, weil der Sommer nah ist,
Im Sommer aber trinkt er wieder,
Aus Freude weil er endlich da ist."

Wambas Sultanat lag in einem Bezirk, dessen Bezirkschef ein stark pedantischer Herr war. Nun machte einmal der Gouverneur höchstselbst eine Reise tief ins Innere und bereiste auch unsern hier in Rede stehenden Bezirk. Der Bezirkschef, der den Gouverneur durch seinen Bezirk begleitete, kam nun auch zum alten Wamba. Er verabsäumte nicht, den alten, gemütlichen schwarzen Herrn — der wieder gerade schwer geladen hatte — dem Gouverneur vorzustellen und fügte in beweglicher Klagerede hinzu, daß es so mit dem alten Wamba nicht weiterginge. Wamba tränke sich um Sinn und Verstand, sein einziger Gedanke überhaupt

sei nur die Erlangung von Getränken, und die Europäer seien auch noch so unvernünftig, Wambas üble Neigung durch freiwillige Verabreichung von Getränken zu unterstützen. Der Gouverneur sah ein, daß hier etwas geschehen müsse. Idealist, wie er war, glaubte er noch daran, daß alle Befehle auch befolgt würden. Er ließ also sogleich eine wundervolle Verfügung aufsetzen: weißes Papier, großer Kopfbogen, links oben „Der Kaiserliche Gouverneur", Briefnummer, Stempel usw.—Inhalt:

> „Da der Sultan Wamba von Unyamwezi ein unverbesserlicher Trinker ist, wird hiermit allen Gouvernementsangestellten und Schutztruppenangehörigen aufs strengste untersagt, dem p. t. Wamba auch nur den geringsten Alkohol zu verabreichen."
>
> (Siegel) Unterschrift.

Dies Schreiben — Wamba und sein Hofstaat konnten selbstverständlich weder lesen noch schreiben — wurde Wamba behändigt mit der Weisung, es jedem durchreisenden Europäer vorzuzeigen. Wamba nahm das Schreiben mit dem Respekt entgegen, den der Neger vor jedem Geschriebenen, geschweige aus der Hand des Gouverneurs, hat, natürlich ohne Ahnung, daß dies ein Uriasbrief für ihn sein sollte.

Wamba tat denn auch so; er legte die Gouvernementsverfügung jedem durchreisenden Europäer redlich vor. Aber nun kommt das Verwunderliche: Der menschenfremde, bürokratische Idealismus, der glaubte, daß eine solche papierne Verfügung 60 Tagereisen vom Gouvernementssitz entfernt von jedem Europäer tatsächlich befolgt werden würde, erregte das größte Entzücken aller diese lesenden Europäer. Jeder, aber auch jeder beeilte sich, die Probe aufs Exempel zu machen, zu sehen, wie sich der alte, fidele Wamba zu einem offerierten Schnaps stellte, und ob er wirklich so bildschön trinken könnte. Jeder kredenzte dem alten, schwarzen Herrn ein großes Glas Alkohol, meist sogar mehrere. Wamba war im übrigen auch nicht anspruchsvoll; er trank alles. Allerdings sah er immer vorher nach, ob die Flasche, aus der ihm eingeschenkt wurde, auch drei Sterne hatte, aber das genügte ihm; wenn der Besitzer in die Dreisternflasche vorher die Marke Negertod oder ein eigenes Getränk ähnlicher Güte eingefüllt hatte, so machte das für Wambas Magen durchaus nichts.

Was kommen mußte, das kam. Bald entwickelte sich bei Wamba die Anschauung, das Schreiben enthalte einen strikten Befehl des „ganz großen Herrn von der Küste" an alle Europäer, ihm einen Schnaps zu geben, und er hütete den Uriasbrief wie seinen Augapfel.

Jahr und Tag waren vergangen. Wamba trank immer noch, zeigte den Europäern seinen Brief vor und bekam den zuständigen Schnaps. Auch hatte die Verfügung des Gouverneurs im Laufe der Zeit unter dem Namen „Wambas Saufschein" eine gewisse Berühmtheit nicht nur an der Karawanenstraße, sondern in der ganzen Kolonie bekommen; jeder freute sich auf den Tag, wo er, bei Wamba lagernd, dem alten, gemütlichen Trunkenbold, auf die im Laufe der Jahre allerdings stark abgegriffene Verfügung hin, einen Kräftigen einschenken konnte. Das war jetzt bereits festes Herkommen; alte Afrikaner wiesen die Neulinge an, das alte Herkommen bei Wamba ja nicht zu verletzen, keiner versäumte es, der Gouvernementsverfügung „seine Reverenz zu erweisen" und den alten Wamba zu erquicken.

Der pedantische Bezirkschef hatte bald nach seiner „Aktion gegen Wamba" diesen Bezirk verlassen, hatte einem toleranteren Chef Platz gemacht und war selbst weiter ins Innere versetzt worden. Eines Tages kam aber auch er wieder auf dem Marsch zur Küste durch Wambas Gebiet und lagerte beim alten, schwarzen Herrn.

Wamba kommt zu seiner Begrüßung und zeigt seinen Saufschein vor.

Der Pedant liest ihn, faltet ihn zusammen und gibt ihn an Wamba zurück.

Dieser bleibt erwartungsvoll stehen.

„Was willst Du noch?“ fragte der Pedant.

„Ich möchte meinen Konjaki,“ erwiderte Wamba.

„Aber da steht doch drin geschrieben, daß Du nichts bekommen sollst!“

Da sieht Wamba den Pedanten voller Geringschätzung an und sagt:

„Herr, alle Europäer haben mir bisher, wenn sie diesen Befehl des hohen Herrn von der Küste gelesen haben, zu trinken gegeben. Mit Deiner Lesefertigkeit muß es schlecht bestellt sein, daß Du allein diesen Befehl nicht richtig herausbekommst.“ –

Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche.

Der Pedant war sprachlos, und es ist ihm niemals gelungen, hinter den Zusammenhang der Dinge zu kommen.

Ohne Tabak kein Gesang.

Auf der Missionsstation T. wurde der Kirchengesang eifrig gepflegt. Die Mission hatte eine hübsche Kapelle mit guter Akustik, und es klang wirklich schön, wenn die Gemeinde — die Neger haben meist klare Stimmen und gutes Gehör — kräftig mitsang. Namentlich machte es der schwarzen Gemeinde Vergnügen, den lobpreisenden Schlußgesang mit voller Kehle hinauszuschmettern.

Der alte Häuptling Salimboga zählte früher zu den eifrigsten Gemeindemitgliedern, der pünktlich zum Sonntagsgottesdienst erschien, kräftig im Gemeindechor mitsang und dafür auch gewöhnlich beim Abschied vom guten Pater Maurus, seinem besonderen langjährigen Freunde, durch ein kleines Geschenk, meist etwas Tabak, ausgezeichnet wurde.

Pater Maurus war gestorben, ein junger Nachfolger an seine Stelle getreten. Salimboga erschien auch noch ein Weilchen zum Sonntags-

gottesdienst des Nachfolgers (der ihn noch nicht recht kannte und daher auch noch nicht beschenkte), dann blieb er plötzlich ganz und gar fort. Eines Tages trifft der junge Pater den alten Salimboga und fragt ihn:

„Warum kommst Du denn gar nicht mehr zum Sonntagsgottesdienst, Salimboga?"

Worauf Salimboga erwidert („hapana" heißt „Kein"):

„Hapana tobakko, hapana Halleluja!"

(Stiftest Du keinen Tabak, so kann ich auch kein Halleluja abliefern!)

Auf diesen zarten Wink hin reagierte auch der neue Pater, und bald ertönte wieder Salimbogas Halleluja in alter Frische.



Die Höllenstrafen.

Der gute Pater Maurus, Leiter der Missionsstation T., war ein prächtiger Herr, ein Mann, der neben ernster Erfüllung der Pflichten seines Amtes auch Mensch zu sein verstand und für alles Menschliche, gute Seiten und Schwächen, volles Verständnis hatte. So blieb er auch vor dem Fehler vieler Missionare bewahrt, bei Erziehung der Mohren zu dem „bete und arbeite" das Beten zu sehr, das Arbeiten zu wenig zu betonen. Die Negerjugend zunächst zu arbeitsamen tüchtigen Menschen zu erziehen und daneben geistig auf sie einzuwirken, darin erblickte er seine Aufgabe. So hatte er, selbst ein Praktikus in allen Handfertigkeiten, ausgezeichnete „Fundi's" (Handwerker) ausgebildet, Gärtner, Zimmerleute, Maurer, die, weil vom Pater Maurus herangebildet, überall begehrt und bei den vielen Kulturaufgaben im Innern hochwillkommen waren.

Die Negerjugend hing auch an ihm, kam gern zu ihm und lernte bei seiner Anleitung alles Praktische überraschend flink. Ihm lag die ganze praktische Arbeit eben. Dagegen war ihm die Erteilung

des Schulunterrichts selbst gar nicht recht sympathisch, und es wollte und wollte, wohl aus diesem Grunde, damit gar nicht recht vorwärtsgehen. Die Jungens, die in den Werkstätten und auf dem Felde ihm musterhaft brav folgten und eifrig lernten, waren bei seinem Schulunterricht faul und gleichgültig. Der gutherzige Pater hatte ihnen schon oft ins Gewissen geredet, ihnen eingeheizt und ihnen sogar mit den Strafen des Jenseits zu drohen versucht, die den hier auf Erden trägen und unaufmerksamen Schülern nicht erspart bleiben würden; aber auch dies war spurlos an den Negerjungchen vorübergegangen.

Da entschloß sich denn Pater Maurus, seinen schwarzen Schülern das, was ihnen im Jenseits blühen würde, einmal recht anschaulich zu machen. Er hatte eine Anzahl Bilder, auf denen die Hölle höchst packend dargestellt war, und auf denen man sah, wie dort die armen Seelen nach allen Regeln der höllischen Technik gezwickt, gespickt, gesotten und gebraten wurden.

Seines Erfolges sicher, führte nun Pater Maurus mit kräftigen Worten seine schönen Bilder vor, — aber, aber:

„Uwongo, uwongo!" (Schwindel, Schwindel!) rief beim Erblicken der Bilder jubelnd der ganze Chor der kleinen Mohren. Ihr gesunder natürlicher Sinn lehnte diese gekünstelte Darstellung ab, sie glaubten, Pater Maurus habe sich einen Witz

machen wollen und ließen sich von dieser Überzeugung durch nichts abbringen.

Betrübt rollte Pater Maurus seine schönen Bilder zusammen und stellte sie fortan in die dunkelste Ecke seines Bodens.

Es ist dann auch ohne die Höllenstrafen gegangen.

Der vertrunkene Wald.

Die Landschaft Ubena war reich an Bambus. Das meist ebene, höchstens flach gewellte Land war vielfach durchsetzt mit kleinen, etwa einen oder einige Morgen großen Bambusbüschen, -hainen oder -wäldern. Außer seinen sonstigen nützlichen und bekannten Verwendungsarten hat der Bambus noch eine von den dortigen Mohren außerordentlich hoch geschätzte Eigenschaft: der Bambussaft gibt ein herrliches, erfrischendes, unserem Birkensaft ähnliches Getränk, allerdings — und das macht ihn besonders beliebt — stark berauschend. Die Ubena-Neger freuen sich denn auch auf die Zeit, wo der Bambussaft in die Stauden schießt, nicht minder, wie der Münchener auf den neuen Salvator oder der Berliner in verschwundenen schönen Zeiten auf den Bockbieranstich. Und mit Recht.

Aber der Mohr hat es bequemer; er braucht kein Portemonnaie zu zücken, braucht sich nicht mit der Jungfer Kellnerin wegen schlechten Einschenkens herumzuzanken; er schlägt höchstselbst „den Hahn

in's Faß", d. h. ein Röhrchen in die Staude, hängt den Topf oder in Ermangelung dessen auch seinen höchsteigenen Schnabel darunter und trinkt, ein beglückter Zecher, froh und sorglos, diesmal im buchstäblichen Sinne, vom Busen der Natur.

Eines frühen Morgens kamen meine Askaris und ich auf einer Jagdstreife durch einen solchen entlegenen kleinen Bambushain. Da sehen wir ein Strohhüttchen und vor diesem, in der noch warmen Asche eines ausgebrannten Feuerchens liegend, zwei Buschnigger finsterster Art, nur bekleidet mit einem recht fragwürdigen Lendenschürzchen. Bei unserem Kommen springen sie ganz vertattert auf und laufen äußerst verlegen tiefer in den Busch.

Meine Askaris bleiben stehen und wollen sich ausschütten vor Lachen.

„Warum lachst du denn, Said Ali?" fragte ich. Said Ali antwortet:

„Herr, wir lachen über die Buschnigger. Sie fliehen vor dir, weil sie sich schämen. Jetzt ist doch der Saft im Bambus. Die Ubena-Nigger trinken den Bambussaft sehr gern. Sieh, diese beiden Neger haben sich hier im Wald eine Strohhütte gebaut. Sie haben sich ihr Essen mitgebracht und wohnen hier. Sie bleiben hier und betrinken sich jeden Tag, bis sie den ganzen Wald leer getrunken haben. Und wenn sie diesen Wald ausgetrunken haben, dann ziehen sie um in einen anderen Wald. Und dann trinken sie den anderen Wald auch aus. Und

so trinken sie immer weiter, einen Wald nach dem andern."

„Kweli (So ist es)," stimmten die andern Askaris fröhlich zu.

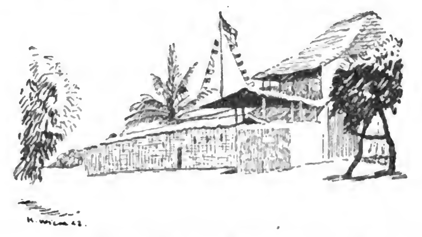
Der alte Rodensteiner, von dem Altmeister Scheffel singt, daß er „Pfaffenbeerfurt, des Odenwalds Kronjuwel" und „Reichelsheim, das treue" vertrunken, hatte hier also sein urwüchsiges afrikanisches Gegenstück. Nur hatten diese schwarzen Zecher es bequemer, einfacher und billiger. –



AUF DER STATION

Der reinliche Koch.

Auf Station war große Freude. Die Postläufer hatten Küsten- und Heimatspost gebracht, ein Ereignis, das alle drei Wochen statt hatte und natürlich große Freude erregte. Diesmal war noch etwas



besonderes: Herr Oberarzt hatte von Fräulein Braut ein Briefchen mit heimischem Waldmeister zugesandt bekommen, der sich, dank einer genialen Verpackung mit Watte und Seidenpapier, die sechswöchige Reise von der Heimat her noch frisch erhalten hatte. Causa bibendi, und zwar erheblich; darüber waren alle Interessenten sich vollkommen klar. Auch Gäste mußte man an der Freude teilnehmen lassen: ein naher Ansiedler und zwei

prächtige Patres der nahen Benediktinermission.
„Aber wir müssen gleich eine ordentliche Bowle machen, mit dem Nachbrauen ist das nichts“, wies der Zahlmeister noch einmal nachdrücklich hin. „Machen wir“ sagte unser mit Spreewasser getaufte Leutnant, „wir nehmen unsere große Suppenterrine und geben dann zum Eingang Brühe in Tassen aus unseren Kaffeetassen, die nachher gespült werden können. Wir wickeln um den Bowlenpott ein bißchen Grünkraut rum, dann merkt das kein A . ., daß das eigentlich unsere Suppenterrine ist.“

Schön. Der Oberarzt, der in diesem Monat die Küchenleitung hat soll die große Terrine besorgen; er geht in die Küche, aber keiner der dort anwesenden schwarzen Herren Köche weiß, wo die große Terrine geblieben ist. Schließlich meldet sich ein kleiner Küchenboy. „Herr,“ sagt er, „dein Koch ging vorhin mit einem großen Gefäß hinter die Station.“ Nun geht es auf die Suche, und bald findet auch der Oberarzt seine schwarze „Perle“ im Schatten eines Baumes sitzend, wie er seine Beine in der Suppenschüssel reinigt. (Er war mit dem Oberarzt erst gestern von vierwöchiger Expedition zurückgekehrt!) Als der Oberarzt mit geschwungenem Stock unter sämtlichen deutschen und eingeborenen Schimpfworten auf ihn zustürzt, sieht ihn sein treuer Koch nur unschuldsvoll und seelenruhig an, und sagt: „Herr, Du kannst es mir

glauben, es war wirklich kein größeres Gefäß zum Beinewaschen auf Station!"

Auf Station war man damals nicht eklig. Die Waldmeisterbowle „stieg" aus dem großen Gefäß und hat uns allen, Wissenden und Nichtwissenden, herrlich geschmeckt.



Das teure Kopfkissen.

In der Landschaft Ussanda, tief im Innern, schlugen sich die Mohren gegenseitig die Schädel ein; die einzelnen Dörfer befehdeten sich, und es war ewiger Mord und Totschlag der Eingeborenen untereinander.

Es wurde deshalb dort ein Unteroffiziersposten eingerichtet, der die Gesellschaft in Frieden und Ordnung halten sollte; und Unteroffizier L. rückte mit 20 Askari nach Ussanda von der Station aus ab.

Die Landschaft lag in noch wenig erschlossenem Bezirk ganz abgelegen; weder Pflanzer noch Missionar noch Händler betrat diese Gegend; auch die Karawanenstraße lief weit, weitab von Ussanda.

So saß denn Unteroffizier L. mit seinen Askaris inmitten der Eingeborenen Jahr und Tag ganz allein, ein Europäer kam nicht zu ihm; einzig der Stationschef revidierte den Posten vielleicht alle Jahre einmal. Der brave L. war daher etwas verniggert, oder, wie man in Ostafrika sagt, „verschensit“ (von dem Worte „Mschensi“ = „Der Buschnigger“). Sein Deutsch fing an erheblich zu leiden, und er hielt es für nötig, Fremdworte aus der Negersprache zu entlehnen.

Nun kam eines Tages der Stationschef wieder nach mehr denn einem Jahr zu ihm zur Revision. Seinen Frontrapport erstattete L. zunächst etwa folgendermaßen:

„Bana mkuba, die Boma-Askari sind draußen tajari; 3 sind auf karakol; 2 tschungan die njororo; 1 ist bofu; 1 hat ruksa."

Auf deutsch:

„Herr Hauptmann, die Postenbesatzung ist draußen zur Stelle, 3 Mann sind auf Wache, 2 bei Gefangenenaufsicht, 1 Mann ist krank, 1 Mann ist beurlaubt."

Der Hauptmann verwies ihm die Sprechweise, und es wurde zur Besichtigung des von L. angelegten Postens geschritten, die zur vollen Befriedigung ausfiel. In einem Raume aber sieht der Hauptmann das Feldbett des Unteroffiziers, auf dem ein mäßig großes, sehr strapaziertes und durchgeschwitztes Kopfkissen liegt, aus dem einige ganz eigenartige Federn hervorsehen. Der Hauptmann sieht sich diese an und fragt dann den braven L.:

„Wem gehört denn das Kopfkissen?"

„Das ist meins, Herr Hauptmann."

„Wie kommen Sie denn zu den Federn?"

„Die sind von Vögeln, die ich geschossen habe."

„Wann denn, erzählen Sie doch mal!"

„Ach, Herr Hauptmann, wie voriges Jahr hier die Viehsterbe war, da kamen hier massenhaft so merkwürdige Vögel her, die das Aas fraßen. Da

sagten die Eingeborenen, diese Vögel hätten so weiche, schöne Federn am Hinterleib. Da habe ich eine ganze Menge geschossen; mein Boy hat dann die besten und weichsten ausgerupft und mir das Kissen gestopft."

„Mensch, Sie sind ja ein — na, ich will nicht sagen, was Sie sind. — Wissen Sie, was das für Federn sind? — Das sind ja die schönsten Marabu-Federn!"

„Sie sind aber sehr schön weich, Herr Hauptmann."

„Das glaube ich Ihnen aufs Wort."

„Na, L.," sagte nach einer Weile und mit einem Seufzer der Hauptmann, „jedenfalls können Sie das erhebende Bewußtsein hegen, daß Sie auf einem Kopfkissen geschlafen haben, wie es keine Königin der Welt hat."



Das Glasauge

Einer unserer ältesten und vortrefflichsten Afrikaner war der Oberleutnant v. M., der schon in seinen ersten afrikanischen Jahren auf Expedition ein Auge verloren hatte und ein Glasauge trug. Ihm war die Errichtung eines Postens übertragen worden in einer Landschaft, die erst erschlossen werden sollte. Tatkräftig begab er sich zunächst an den Bau des Postens. Da die Eingeborenen der Landschaft eben noch sehr zurück waren, zahlten sie auch noch keine Steuern; ihren Verpflichtungen gegen den Staat kamen sie durch „Steuerarbeit" nach, d. h. jeder männliche Eingeborene arbeitete etwa acht Tage am Bau des Postens mit.

Eines Tages arbeiten die braven Mohren unter M.'s Aufsicht wieder treu und redlich am Bau des Postens, als M. abgerufen wird. — Er nimmt sein Glasauge heraus, legt es auf eine niedrige Mauer und sagt zu den Mohren:

„Also seht einmal her. Ich muß jetzt fort; ich lasse aber mein Auge hier, das wird auf euch aufpassen, daß ihr inzwischen auch hübsch fleißig seid!" — Als M. zurückkommt, sind die Neger auch erfreulich fleißig gewesen.

Probatum est. — Am nächsten Tage wird M. wieder abgerufen; wieder läßt er sein Auge zurück, hält eine schöne Rede und geht fort. Als er zurückkommt, sieht er schon von weitem, wie alles im tiefsten Schlummer liegt, und es keinem der Mohrchen einfällt, zu arbeiten. Wie er näher kommt und nach seinem Auge sieht, — da hat ein erfindungsreicher Mohr einen alten Hut darübergedeckt!



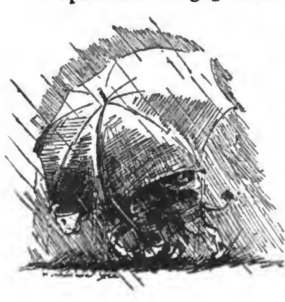
„Herr Gummiball“

Als ich das erstemal nach Afrika hinausging, da sagte eine alte besorgte, allerdings etwas weltfremde Tante zu mir: „Also mein lieber Junge, wenn Du jetzt nach Afrika gehst, mußt Du mir zweierlei versprechen: nimm Dich immer vor nassen Füßen in Acht und geh' nicht so dicht an die Schwarzen heran!“

Beides Sachen, die nicht so ganz einfach auszuführen waren. Die Gute hatte wohl die gewohnten heimatlich-klimatischen Verhältnisse zu Grunde gelegt und bei den Schwarzen an die keulenschwingenden zähnefletschenden Nigger der Jahrmarktsbuden gedacht. Namentlich mit den nassen Füßen ist das so eine Sache; ist man auf Expedition, so muß man oft genug durch Flüsse hindurch, ja, in der Regenzeit marschiert man oft kilometerlang bis an die Brust durch Wasser, trocknet dann allerdings auch wieder schnell.

Für den Schutz gegen Nässe von oben, gegen Regen, hatte das gute Schutztruppenkommando allerdings gesorgt, indem es väterlich-liebevoll der

Expeditionsausrüstung jedes Europäers einen „planmäßigen“ Regenschirm (sogar mit Futteral!) hinzufügte. — Dieser Regenschirm — ein recht geräumiges Lokal — erinnerte lebhaft an die großen Standschirme, wie sie Obstlerinnen in manchen Gegenden auf ihren Verkaufsständen haben. — Es war für ein deutsches Soldatenauge ein zunächst verblüffender Anblick, Soldaten mit Regenschirm zu sehen; deshalb ist mir auch meine erste Begegnung mit dem Helden dieser Geschichte unvergeßlich. Ich marschierte zum erstenmal ins Innere; es regnete in Strömen, als uns eine Expedition entgegenkam, an deren Spitze auf einem Esel ein kleiner sehr dicker, rundwangiger Herr in der Uniform eines Schutztruppenhauptmanns ritt, in der linken Hand die Zügel, in der rechten den oben vermeldeten riesigen, aufgespannten Regen-



schirm. Ich mußte mich erst etwas sammeln, ehe ich dem dienstlich älteren Herrn die vorgeschriebene Meldung erstatten konnte, ohne loszuplatzen. —

Auch meine zweite Begegnung mit diesem Herrn, den die Eingeborenen wegen seiner überall runden Formen den „bana tumbo“ = „Herr Bauch“ nannten, — im gewöhnlichen Leben war er der Hauptmann S., — entbehrte nicht der Komik. Hauptmann S. war zeitweise zur Landesvermessung abkommandiert und hatte für Erfüllung seiner Aufgaben ein Standlager bezogen, in dem ich ihn, selbst in der Nähe auf Bezirksbereisung, besuchen wollte. Die Gegend war glühend heiß; ich entsinne mich noch, daß Tags zuvor mir mein Boy ein einfaches Thermometer, das ich im Lager aufgehängt hatte, mit den Worten kopfschüttelnd überreichte: „tazama, bana, imekufa“ = „Sieh Herr, das Thermometer ist gestorben“. Das nur für europäische Temperaturen bestimmte, bis etwa 55 Grad gehende Glasrohr mit dem Quecksilber war geplatzt. Also, in dieser Glutgegend besuchte ich den bana tumbo, den Herrn Bauch. Im Lager angekommen, frage ich seinen Boy nach ihm, worauf dieser, auf einen etwas abseits gelegenen Baum hinzeigend, erwidert: „kule mbujuni“=„dort, unter dem Affenbrotbaum“. Tatsächlich saß S. dort und zwar in einer Sitzbadewanne (die ihn meist begleitete; bei dem umfangreichen Troß der Vermessung kam es auf etwas

mehr nicht an), selbstverständlich als Adam, nur gegen die Sonne den Tropenhelm auf dem Kopfe, vor sich ein Brett mit Getränken. Auf meine Frage: „Baden Sie immer mittags?“ erwiderte er: „Nee, aber wenn ich Wasser habe, mache ich es immer so; ich halte dann meinen Nachmittagsschlaf in der Badewanne, das ist großartig“. – Da S. – er war außerordentlich gastlich — bei Seite rückte, um mir anscheinend in seiner Gastfreundschaft sogar einen Platz in der Wanne neben sich anzubieten, zog ich es doch vor, mich zu empfehlen.

Bana tumbo unterschied sich von anderen Menschen dadurch, daß er nur vier Sinne hatte, ihm fehlte einer gänzlich: der Geruch. Das war für seinen farbigen Herrn Koch höchst bequem; der mißhandelte seinen Herrn geradezu, setzte ihm gänzlich verbranntes Essen, oder Fleisch mit schlimmsten Hautgout vor, ohne daß S. es merkte, ganz abgesehen davon, daß er tagaus, tagein seinem Herrn dasselbe Ziegen-Steak briet, gleichfalls ohne daß diesem die Eintönigkeit seiner Mahlzeiten auffiel. Auf Station war S. wegen seines mangelnden Geruchsorgans geradezu gefürchtet;

als großer Waidmann schleppte er stets Gehörne, frisch abgezogene Felle seiner Jagdbeute und andere wohlriechende Jagdtrophäen mit sich, die er gänzlich gesinnungslos auf Station vor den Wohnungen der Europäer, ja selbst vor der Offiziers-Messe zum Trocknen aufzuhängen pflegte. Allen Einwendungen, die seine Untergebenen in allem Respekt dem hohen Herrn Stationschef wegen des entsetzlichen Gestanks zu machen wagten, setzte er nur ein harmloses: „Ich rieche nichts" entgegen. Das stimmte zwar, besserte aber nichts. —

Zum „Herrn Bauch" gehörte unzertrennlich ein hochbetagter, schon ganz weißbärtiger Teckel, den er sich vor Jahren aus Europa mitgebracht hatte, und der den für Hunde etwas ungewöhnlichen Namen: „Poseidon" führte. Weiß der liebe Himmel, wie der Köter zu diesem klassischen Namen gekommen war, jedenfalls bestand sein einziges Kunststück darin, daß er auf die Frage: „Poseidon, wie spricht der Hund?" ein gräuliches Klagegeheul anstimmte.

Poseidon war, wie gesagt, bereits sehr alt und mußte sich mit rheumatischen und anderen Altersbeschwerden erheblich quälen. Das ging seinem überaus gutherzigen Herrn schon lange nahe, und S. hatte sich schon längst vorgenommen, Poseidon von seinen Schmerzen zu erlösen und ihm den Weg ins Hundeparadies frei zu machen. Aber wie? — Gift? Nein, da muß sich Poseidon zu sehr quälen!

Kugel! Von seines Herrn Hand war selbstverständlich ausgeschlossen; na, und ein anderer traf womöglich schlecht, und Poseidon mußte sich erst recht quälen. Aber ein rettender Gedanke: Wozu ist denn auf Station das viele für Steinsprengungen bestimmte Dynamit? Für Bana tumbo, der selbst aus einer technischen Waffe hervorgegangen war und von Sprengtechnik etwas verstand, war dies das Gegebene: Poseidon wird gesprengt. — Kurz, schmerzlos und absolut sicher. An einem schönen Tage bekommt also der alte Poseidon eine herrliche Henkersmahlzeit, dann wandelt Bana tumbo mit Poseidon und der eigenhändig und sachgemäß hergestellten Dynamitladung nebst Zündschnur etwas abseits der Station in den Wald. Dort wird Poseidon angebunden, die Ladung wird auf seinem Rücken sachgemäß befestigt, die Zündschnur (sie brennt, etwa 1 cm in der Sekunde, langsam ab) wird angesteckt und S. entfernt sich, um aus sicherer Entfernung das Weitere abzuwarten. Aber plötzlich — o Graus! — hört S. hinter sich fröhliches Gekläff, und der treue Poseidon, der sich irgendwie losgemacht hatte, läuft hinter seinem Herrn her, die Dynamitladung mit der brennenden Zündschnur — die sich schon erheblich verkürzt hat! — auf seinem Rücken. Himmel, was konnte auf einmal der dicke Bana tumbo laufen! Gott sei es gedankt, er erreicht einen alten verlassenen Viehstall, klettert, trotz seines dicken Bauches flink wie ein

Affe, an einem Pfosten hinauf, legt sich platt aufs
Dach, von wo er mit gesträubten Haaren und
hummerartig herausstehenden Augen voll Grausen
ansieht, wie Poseidon sich unten vergeblich be-
müht, seinem Herrn nachzuklettern. — Da, ein ge-
waltiger Knall: Poseidon existiert nicht mehr, er
hat sich in Atome verflüchtigt. —

Mit kreideweißer Nasenspitze und schlottern-
den Knieen wandelt der sonst so gemütliche Bana
tumbo zur Station, wo es ihm erst vermittelst einer
größeren Serie Kognaks gelingt, das Gleichgewicht
der Seele allmählig wieder herzustellen.

Aber obwohl Bana tumbo selbst über dieses
Erlebnis kein Sterbenswörtchen verlautbaren ließ,
hatte er doch Pech gehabt: einige Mohren hatten
seinen Schnellauf beobachtet. Diese erzählten denn
auch getreulich beim abendlichen Pombetopf den
gespannt Zuhörenden das Erlebnis: „Bana tumbo
amelukaluka kama pira“ = „Herr Bauch ist ge-
hüpft wie ein Gummiball!“ — Da die Mohren die-
selbe Geschichte an einem Abend hundertmal
hintereinander und ebenso hundert Abende hinter-
einander erzählen können, und trotzdem jedesmal
des größten Beifalls, wie bei einer nagelneuen Ge-
schichte, sicher sind, ist es begreiflich, daß das
immer wieder gewählte anschauliche Bild: „kama
pira“ = „wie ein Gummiball“ nachhaltigen Ein-
druck auf die braven Mohren machte, und S. von
diesen bald nicht mehr: „Bana tumbo“ = „Herr

Bauch", sondern: „Bana pira" = „Herr Gummiball", genannt wurde, — wovon S. selbst allerdings durchaus nichts wissen wollte.

Es war ein etwas grausamer, von uns älteren Afrikanern, die wir um die Geschichte wußten, aber gern geübter Scherz, harmlosen Neulingen, die nach der Bedeutung dieses Eingeborenen-Namens fragten, zu sagen: „Fragen Sie doch mal Herrn S. selbst danach; das ist eine ganz originelle Geschichte, die er Ihnen gewiß gern selbst erzählen wird."

Für uns war es dann jedesmal ein boshaftes Vergnügen zu sehen, wie der sonst als stets freundlich und liebenswürdig allgemein bekannte Bana pira gänzlich unvermittelt einem solchen Fragesteller fürchterlich grob wurde. —

Peinliche Beobachtungen

Die Station Peranga war hochübel. Zwar lag sie in der fruchtbarsten Flußniederung, alles gedieh dort wie im Paradiese, aber dieser herrliche fruchtbare Boden hauchte schwere Fieberdämpfe aus, die Europäer starben einer nach dem andern, und selbst ein großer Teil der Eingeborenen war dauernd elend und krank. Die Station wurde auch nach wenigen Jahren ihres Bestehens wieder aufgegeben; jetzt ist dort nur noch die üppig überwucherte Ruine der alten Station, dabei



einige kümmerliche Negerhütten. Auch deren Bewohner wären schon verzogen, wenn sie nicht gegen eine Belohnung seitens der neuen Station die Verpflichtung übernommen hätten „die toten Europäer zu weiden", d.h. den dortigen Europäerfriedhof etwas in Ordnung zu halten.

Aber zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, setzte man noch große Hoffnungen auf die Entwicklung von Peranga. Vor wenigen Wochen war erst wieder ein neuer Feldwebel eingetroffen, der sich mit Eifer seiner vielen Geschäfte auf Station, auf Kammer und im Munitionsraum annahm.

Aber bald mußte auch er seinen Zoll bezahlen, auch er legte sich mit schwerem Fieber hin. Die ärztliche Autorität der Station, der Sanitätsunteroffizier Klein, — „Professor Klein" wegen seines würdigen Wesens genannt, — stellte seine Diagnose sehr ernst dahin, daß Feldwebel U. den morgigen Tag nicht überleben würde.

Es ist furchtbar roh, aber man mußte in Peranga sich tatsächlich bei Todesfällen so einrichten, daß der Betreffende nicht lange über der Erde blieb, weil die Tropenhitze schon nach wenigen Stunden die unangenehmsten Folgen zeitigte. Der erfahrene Stationschef hatte sich also auch für den Fall des Ablebens von U. fürsorglich eingerichtet und alle Maßnahmen für die mit militärischen Ehren zu erfolgende Bestattung getroffen.

Aber wider alles Erwarten, und selbst gegen die Diagnose von Professor Klein, trat am nächsten Tage starker Schweißausbruch ein, und U. genas. Seine kräftige Natur erlaubte ihm sogar, nach wenigen Tagen wieder aufzustehen und in der Station umherzugehen. Sein erster Weg führte

ihn auf seine geliebte Kammer. Dort wundert er sich, daß die besseren Garnituren fehlen. Auf seine Frage antwortet der Vertreter verlegen: „Die sind noch in den Händen der Askari, ich werde sie aber heute wieder einziehen."

Der nächste Weg ist in den Munitionsraum. Dort fehlen einige hundert Platzpatronen. „Nanu, was ist denn das? Ihr habt doch während meiner Krankheit keine Felddienstübungen gehabt"? Wieder Schweigen, dann die verlegene Antwort: „Die Platzpatronen sind auch noch bei den Leuten, ich nehme sie ihnen nachher wieder ab."

U. geht hinaus in den Vorratsschuppen. Dort sieht er einen großen Haufen Büsche und schöner Palmwedel, jetzt schon allerdings vertrocknet. Ihm dämmert allmählich allerlei, und er herrscht recht übler Laune den dort arbeitenden Askari an: „Was ist das für Zeug?" Treuherzig erwidert dieser: „Herr, das haben wir aus dem Busch holen müssen, wie Du so krank warst." Er wandert weiter in den Raum der Holzarbeiter; da sieht er, wie es in dem Volksliede so schön heißt: „vier Bretter und zwei Brettchen." Jetzt sagt er schon gar nichts mehr.

Nachmittags geht U. mit einigen Kameraden auf dem einzigen Wege, der Straße nach der Küste, spazieren. Von der Küstenstraße seitab führte ein Weg zum Europäerfriedhof, der infolge der tropischen Vegetation allerdings meist zugewachsen

war. U. sieht diesen Weg wundervoll neu und breit ausgeschlagen. Trüber Ahnungen voll schlägt er den Weg zum Friedhof ein, trotzdem ihn die Kameraden mit aller Gewalt zurückhalten wollen, und findet auch richtig auf dem Friedhof eine schöne, neu angelegte Grube. — Da „läuft er über", und bricht los: „Wißt Ihr, was Ihr seid? Eine hundsgemeine gefühllose Bande; und Euch alle kann von mir aus der Teufel lieber heute wie morgen holen!"

Das war aber nun auch wieder nicht richtig von U., denn die Leutchen waren eben doch nur ein bißchen vorsichtig gewesen. —

Nun aber wieder „Sie"!

Chef des Bezirks Mukoma war der „Keeniglich Bayrische Hauptmann" R. Wir kennen ihn schon aus einer früheren Geschichte, es ist der „schweigsame Afrikaner". Hauptmann R. war das Bild eines echten Afrikaners, lang, hager, ein durch ständige körperliche Übung durchgebildeter, nur aus Knochen, Haut und Muskeln bestehender Körper, ein dunkelgebranntes, scharfgeschnittenes, von kurzem dunklen Spitzbart umrahmtes Gesicht, aus dem ein klares, festes, aber überaus gütiges Augenpaar hervorblickte. Selbst ein Mann ernstester Pflichtauffassung, verlangte er das gleiche von seinen Untergebenen; sonst ein Idealmensch an Güte, Wohlwollen und Gerechtigkeit, genoß er die größte Hochachtung seiner weißen Untergebenen, während die Schwarzen seines Bezirks den „bwana kongolo" („Herr Storch", dies war, wegen seiner langen Beine, sein Eingeborenenname) wie einen Vater verehrten.

Eines Tages ist Hauptmann R. auf Bereisung seines Bezirks und hat bei einem Negerdorf sein Lager aufgeschlagen, das, da er sich stets nur mit dem allernötigsten Troß begnügte, höchst einfach war. — Seine Begleitaskaris sind fortgeschickt, er sitzt vor seinem Zelt. Auch sein Anzug ist höchst einfach; ein alter Khakirock ohne das Abzeichen der Offiziere, die „vibao", die „Brettchen", wie die Eingeborenen unsere Achselstücke nannten.

Da kommt, trotz der Nachmittagshitze kreuzfidel, von der anderen Seite der Sanitätssergeant K. angewackelt. K. war ein Original, ein in etwas anderes Fahrwasser geratener ursprünglicher Philologiestudent. Aus seiner Universitätszeit hatte er sich — eigentlich für die Tropen recht überflüssig — einen furchtbaren ständigen Durst und eine entsprechende Vorliebe für den Alkohol mitgebracht. Wegen seines Äußeren: Brille, Vollbart, Bauch, seiner akademischen Vorbelastung, und einer, wenigstens in nüchternem Zustande, gern zur Schau getragenen Würde, nannte man ihn allgemein den Professor K.

Also, Sanitätssergeant oder Professor K. kommt, ersichtlich noch unter Alkohol, an der Spitze seiner Karawane an und stampft vergnügt auf Hauptmann R. zu. In dem einfach angezogenen Schutztruppler erkennt er, noch dazu

„das Auge von Weinen getrübet", nicht den „bwana mkubwa" („hoher Herr" = Dienstanrede der Farbigen an den Bezirkschef), sondern hält ihn gleichfalls für einen Unteroffizier. Fröhlich begrüßt er ihn daher mit dem traulichen „Du", und es entspinnt sich folgendes Gespräch:

Sergt. K.: „Weißt du, ich habe heute früh noch in Filiga (naher Europäerposten) mächtig feiern müssen; Meier geht auf Heimatsurlaub und hat ein paar anständige Flaschen ausgegeben, deshalb komme ich jetzt erst nachmittags ins Lager. Du, wir haben in Filiga feste einen gehoben."

Hauptm. R. (mit stoischer Ruhe) : „Glaubs."

K.: „Du, ich bin nach Mukoma versetzt, marschiere jetzt dorthin. – Sag mal, da ist ja R. Stationschef, du mußt ihn doch kennen. Das soll ja ein verdammt genauer Kerl sein!"

R.: „Stimmt."

K.: „Und daß man mal einen ordentlichen hebt, das soll er ja gar nicht vertragen können. Na, bei mir kann er da auf Granit beißen; ich werde ihm sonst was tun, meinen Whisky werde ich mir seinetwegen nicht verkneifen, da kann er Gift drauf nehmen."

R.: „Scho' recht."

K.: „Hör' mal, du scheinst mir ein vernünftiger Kerl zu sein; ich will dir mal was sagen. Ich will nur mal nachsehen, ob meine Mohren mein Zelt aufgeschlagen haben, dann komme ich wieder, du

kannst inzwischen mal einen Whiskysoda zurechtmachen, aber du weißt schon, einen für die reifere Jugend."

R.: „G'wiß."

In dem Augenblick, als Professor K. zum Zelt hinausstolpert, kommen zwei Begleitaskaris von R. von der Ausführung eines Auftrages zurück, knallen die Absätze zusammen, nehmen stramm Gewehrab, und melden ebenso stramm: „Tamaam, bwana mkubwa!" („Zur Stelle, Herr Hauptmann") – R. dankt und läßt sie wegtreten. – Aber Professor K. faßt sie draußen ab und fragt sie: „Sagt mal, Ihr Schafsköpfe, Ihr sagt zu dem dummen Kerl: „bwana mkubwa", das ist doch gar kein „bwana mkubwa", das ist doch auch bloß ein „bwana askari" (weißer Schutztruppler niederen Dienstgrades). – Ganz entsetzt sagen die Askaris: „Aber Herr, kennst du denn den nicht? Das ist doch der „Bwana kongolo", der Bezirkschef von Mukoma!"

Ach du lieber Gott! – Nun fiel dem guten K. aber doch das Herz in die unteren Bekleidungsstücke! Was nun tun? Also zunächst mal schleunigst mit dem Kopf in die Waschschüssel, dann hübsch den Khakirock angezogen, Tropenhelm auf, umgeschnallt, und nochmal zum Hauptmann R. Dort stramme Meldung:

„Sanitätssergeant K. von Ufumbiro nach Mukoma versetzt!"

Darauf R., ihm die Hand gebend: „Sein's willkommen!"

K. fährt fort: „Entschuldigen, bitte, Herr Hauptmann, mein Benehmen von vorhin, aber ich habe Herrn Hauptmann nicht erkannt!"

Worauf R. erwidert: „Macht nix. Aber wir werd'n wohl z'näxt „Sie" zu anand' sog'n missn!"

Das ist denn auch geschehen. Im Übrigen kamen beide bald vortrefflich miteinander aus, und K. zählte bald zu den wärmsten Verehrern R.'s. Und wenn ihn der Whiskysoda nicht vorzeitig unter die afrikanische Erde gebracht hat, so verdankt er das der freundlichen, aber festen Hand R.'s.

Der verzauberte Wali

Diese Geschichte fängt, wie die Reden des Rektors Baldrian in Reuters Stromtid, „mit de Inleitung tau de Inleitung" an. Der schwarze Erdteil wird von den Afrikanern kurzweg „das Affenland" genannt, und zwar gebrauchen diesen despektierlichen Ausdruck gerade diejenigen am meisten, die der schwarzen Zauberin am meisten verfallen sind.

Wenn die Gouvernementsangestellten und Schutztruppler nach ihrer je zweijährigen Verpflichtung draußen den zuständigen Heimatsurlaub antraten, so konnte man nämlich zwei Kategorien unterscheiden.

Die einen erklärten: Wir wissen noch nicht, ob wir nochmal wieder herauskommen (d. h. eine neue Verpflichtung für Afrika eingehen).

Bei diesen wußte man in der Tat nicht, ob sie wiederkommen würden oder nicht.

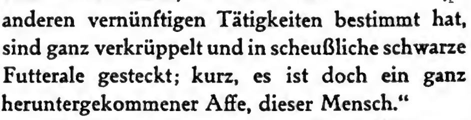
Die andere Kategorie erklärte: Wenn ich noch einmal mit einem Fuße dieses verd . . . Affenland betrete, so kann auf mich geschossen werden.

Letztere waren pünktlich nach Ablauf ihres zuständigen Heimatsurlaubs mit dem ersten fahrplanmäßigen Dampfer wieder da; und mancher dieser guten Kerle hätte ausgesehen wie ein Sieb, wenn man von seiner freundlichen Erlaubnis Gebrauch gemacht hätte.

Über die Affen muß man sich draußen wirklich ärgern. Der Eingeborene ärgert sich über die Gesellschaft, weil sie in seine Pflanzungen einbricht und dort fürchterlich haust. Wenn der Affe sich bloß das nehmen wollte, was er verzehrt, so würde der gutmütige Schwarze nichts dabei finden, aber der Affe ist das, was der Berliner „kiesätig" nennt; von hundert Stauden bricht er 99 als für ihn nicht zart genug, um, und erst die hundertste verzehrt er. Trotzdem tut der Schwarze dem Affen nichts, weil er das Gefühl hat, in ihm einen Verwandten zu sehen.



Und dieses niederdrückende Gefühl wird auch der Europäer nicht los. Geht man durch dichten Busch, wo seitab der Straße die Gesellschaft auf den Bäumen sitzt, und läßt sie dann ihr: Oe-ö-ö-ö" ertönen, so hat man das Gefühl, daß der Affe sich über uns lustig macht und sich vielleicht sagt:



„Da geht er nun, unser entarteter Vetter, unten mühsam in Staub und Schmutz. Ein anständiges Ringelschwänzchen hat er längst nicht mehr, seinen hübschen Pelz hat er verloren und ist ekelhaft kahl am Leibe, die Hinterpfoten, die die Natur doch zum Aufbaumen, Kratzen und anderen vernünftigen Tätigkeiten bestimmt hat, sind ganz verkrüppelt und in scheußliche schwarze Futterale gesteckt; kurz, es ist doch ein ganz heruntergekommener Affe, dieser Mensch."

Auch die Eingeborenen haben das Gefühl, und sagen dann wohl: „anatu tukana" = „er macht sich über uns lustig".

Nun aber endlich zur Geschichte:

So sehr man sich über den Affen in der Freiheit ärgert, ein so angenehmer Gesellschafter ist der Affe in der Gefangenschaft. Fast jede Station im Innern hat daher ihren Stationsaffen, der fast ebenso regelmäßig: „Magissi" — unser von den Negern verstümmeltes Wort „Max" — heißt.

Unser Stations-Magissi war mit dem Tode abgegangen. Er hatte dem Boy, der ihn waschen sollte, das Stück Seife aus der Hand gerissen und verschlungen, wohl in dem Glauben, es sei eine seltene Frucht. Jedenfalls war selbst Maxens guter Magen dieser Zumutung nicht gewachsen gewesen, und er war in das Affenparadies abgedampft. Ein

durchmarschierender Gönner hatte uns aber, in der freudigen Stimmung bevorstehenden Heimatsurlaubs, einen neuen Magissi geschenkt.

Das war ein sehr gebildeter Herr, der neue Max, er konnte verschiedene schöne Sachen; insbesondere legte er auf die Aufforderung: „mach' salaam", die rechte Vorderpfote, nach arabischer Art grüßend, an die Stirn.

Nun hatten wir auf Station einen alten arabischen Wali (Ortsvorsteher). Der alte Herr hatte in der ersten deutschen Zeit sich durch seine politische Haltung große Verdienste erworben, jetzt war er allerdings gänzlich alt und trottlig geworden, man schleppte ihn aber, in Rücksicht auf seine früheren Verdienste, mit durch, beließ ihm sein kleines Gehalt, während seine Tätigkeit in anderer Weise wahrgenommen wurde.

Der alte Wali lebte in einem innigen Freundschaftsverhältnis mit unserem prächtigen frischen Leutnant; d. h. das Verhältnis war ein einseitiges: der Leutnant band dem Wali die fürchterlichsten Geschichten auf, ließ ihn, wie die Österreicher sagen, bei jeder Gelegenheit „aufsitzen", aber der Wali fiel jedesmal von neuem darauf herein. Im übrigen hing er an dem lieben Menschen — jetzt liegt er fast mit seiner ganzen Kompagnie Freiwilliger, die dem Vorstürmenden begeistert gefolgt waren, auf dem Jägerfriedhof vor Ypern, — ebenso und noch mehr wie wir andern alle.

Der Leutnant griff sich also den alten Wali. „Hör' mal, Wali, hast du unseren neuen Magissi schon gesehen?" Beide wanderten zu Max. „Wali, du weißt doch, die Menschen, welche Schlechtes getan haben, die werden von Allah nach ihrem Tode in Affen oder Schweine verwandelt. Siehst du, das hier ist der frühere Wali von Tabora, das war ein schlechter Kerl, jetzt sitzt er dafür hier als Affe an der Kette." — „Max, mach' salaam!" herrschte darauf der Leutnant den Affen an. — Max machte salaam.

Darauf wendet sich der Leutnant wieder zum Wali: „Siehst du, Wali, das hat Max noch aus seiner früheren Walizeit in Erinnerung, den arabischen Gruß, du kannst es mir schon glauben, es stimmt so. Na, und wenn du dich wieder so beschmorst, wie neulich, und dich um Mohammeds Alkoholverbot nicht kümmerst (der Leutnant selbst hatte mit dem Oberarzt zusammen den Alten furchtbar eingeseift), dann geht es dir auch mal nicht anders."

Der alte Wali lief mehrere Tage in tiefem Nachdenken umher, dann faßte er sich ein Herz und kam zu mir, dem Stationschef. „Sag' mal, Herr, begann er, der Leutnant hat mir gesagt, unser neuer Magissi sei der frühere Wali von Tabora, den Allah, weil er schlecht gewesen sei, in einen Affen verwandelt habe. Nun war aber doch der alte Wali Sef bin Raschid ein sehr ordentlicher Mann?"

Ich muß bekennen, daß ich unkorrekt genug war, dem Leutnant nicht seinen Spaß zu verderben, sagte daher: „Gewiß, Wali, der Sef bin Raschid war sehr ordentlich; den meint auch der Leutnant nicht, sondern dessen Vorgänger" (den kannten wir nämlich alle beide nicht).

Nun wollte es der Zufall, daß in diesen Tagen auch ein Ansiedler gestorben war, der „Herr Gemüse", wie ihn die Schwarzen wegen seiner verschiedenen Pflanzungsversuche nannten, ein etwas wilder Hinterwäldler aus den steirischen Bergen, dessen Hand so schwer wie locker war, und den die Eingeborenen deshalb erheblich fürchteten. Gleichzeitig brachten die Schwarzen einen kleinen Nachtaffen auf die Station, den der Leutnant seinem Privataffenkäfig, in dem sich schon allerlei Getier befand, einverleibte. Es war dies ein ganz eigenartiges Tier, mit einem ganz weißen, etwas rosig schimmernden, von einem grauen Backenbart umrahmten Gesicht. Der Leutnant traf auch gleich den Nagel auf den Kopf, indem er ihn „den Oberkellner" taufte, wegen der damals noch bei diesen ehrenwerten Beamten beliebten Backenbarttracht.

Nun hatte der Leutnant Oberwasser. Wieder mußte der unglückliche Wali heran. „Siehst du, Wali," fing der Leutnant wieder

an, „du hast mir das mit dem Wali von Tabora erst nicht glauben wollen und bist deshalb noch extra zum Chef gegangen. Siehst du, Allah macht es nicht bloß mit euch Farbigen so, sondern auch mit uns Europäern. Du weißt doch, der „Herr Gemüse", der immer so schnell mit dem Stock bei der Hand war, ist eben gestorben. Siehst du den Affen mit dem weißen Gesicht? Den haben die Leute mir eben von unten, da wo seine Pflanzung ist, heraufgebracht. Sieh ihn dir an, das ist der Herr Gemüse. Na, nun weißt du ja Bescheid und wirst mir endlich glauben."

Das schlug durch; jetzt war der Wali ganz überzeugt. Und er lehnte von da an die fernere Annahme von Alkohol solange bestimmt ab, bis ihn Leutnant, Arzt und ich in langer Auseinandersetzung beruhigten. Aber so ganz hat er der Sache doch nicht mehr getraut; um Magissi ist er jedenfalls stets in großem Bogen herumgegangen.

Die gelungene Heirats-Stiftung

Was für uns Theater oder in jetziger Zeit das Kino ist, das ist für den Mohren das Schauri, die öffentliche Gerichtssitzung.

Wie zur Zeit unserer Altvorderen findet im Innern Afrikas der Rechtsspruch öffentlich statt. Der Bezirkschef, beraten von einem anderen Europäer und von einer Anzahl angesehener Eingeborener, entscheidet über die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten wie über die geringeren Straftaten der Eingeborenen. Eine sehr praktische und außerordentlich weitsichtige Verfügung bestimmte über die Handhabung der Eingeborenenrechtsprechung: „Nächst dem gesunden Menschenverstand ist, unter weitester Berücksichtigung der Eingeborenensitten und -gebräuche, das heimische Recht als Anhalt zu benützen." Wer diese drei Faktoren in der angegebenen Reihenfolge walten ließ, vor allem die Eingeborenengebräuche kannte und berücksichtigte, dessen Rechtssprechung fand ein unbegrenztes Vertrauen. Zu solch einem Bezirkschef pilgerten dann wohl die beiden streitenden Parteien oft viele Tagemärsche friedlich zusammen zur

Station, in dem festen Vertrauen, daß dieser ihren Rechtshandel unbedingt richtig lösen würde und trollten dann ebenso beruhigt wieder selbander nach Hause.

Heute wehte wieder am Maste der Station unter der großen Reichsdienstflagge eine kleine, schräg schwarz-weiß-rot gestreifte, die Schauriflagge; ein Zeichen für die Station und die ganze Umgegend, daß heute wieder Gerichtstag war. Als ich zur Schaurihalle hinwandere, sehe ich schon von weitem, daß ein großes Zuschauerpublikum da ist; rings um die Schaurihalle standen, saßen und hockten die Mohren in dicken Reihen, ein Zeichen, daß heute etwas Interessantes zur Verhandlung stand. Ganz wie bei uns nämlich erregt eine interessante Gerichtssitzung das brennende Interesse der guten Mohren.

Zunächst kamen einige Erbstreitigkeiten, ein Vergleich zwischen zwei Besitzern einer gemeinsamen Herde, eine Holzerei beim abendlichen Pombetopf, ein harmloser Diebstahl, lauter Kleinigkeiten, die schnell erledigt wurden und auch nichts besonders Interessantes waren. Aber jetzt ging eine Bewegung durch die Zuschauer: es erschien ein nettes junges Negermädchen, die Bibi Johari („Fräulein Juwel").

Johari war uns bekannt. Sie war als etwa neunjähriges Kindchen von einer Askariabteilung aufgegriffen worden, als diese zum Ordnungstiften

zwischen zwei Dörfern, die sich befehdeten, entsandt worden war. Sei es, daß die Eltern der Johari bei dieser Stammesfehde umgekommen waren oder sonstwie, das arme kleine halbverhungerte und ganz verlassene Ding wurde von den gutherzigen Askaris mitgenonmmen und auf Station bei einem „Ndugu" (Stammesbruder) abgegeben, der es aufzog. (Die „Ndugus" sind ein Kapitel für sich; es ist ganz unglaublich, aber der Mohr hat überall einen „Ndugu". Fraglos würde er auch etwa auf dem Mars unter den dortigen Wesen sofort freudestrahlend einen „Ndugu" zu begrüßen Grund haben. Dies nur nebenbei.)

Nun war inzwischen eine Reihe von Jahren vergangen, und Johari war ein hübsches erwachsenes Mädchen geworden. Sittsam machte sie ihre Verbeugung und fing an: „Bana, nataka Schauri" (Herr, ich bitte um Rechtsspruch).

Ich antwortete: „Na, was gibt's, Johari?"

Johari: „Herr, deine Regierungsleute (sie meinte die Askari) haben mich doch damals mitgenommen."

Ich: Gewiß, Johari, sonst wärst du ja verhungert."

Johari: „Kweli. (Gewiß.) Sieh, ich habe doch nicht Vater und Mutter, da ist doch die Regierung mein Vater."

Ich: Gewiß, Johari."

Johari: „Ja und du, Herr, bist doch hier der

oberste Regierungsmann und unser „Babba“ (Vater).

Ich: Ja, das bin ich.“

Johari: „Herr, ich bin nun groß. Ich möchte heiraten und Kinder kriegen.“

Ich: Dieser Wunsch erscheint mir nicht unberechtigt, Johari.“

Johari: „Herr, du bist mein Babba. Du mußt mich jetzt verheiraten.“

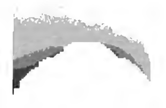
Das war entschieden der Höhepunkt der Verhandlung. Einige hundert Negeraugen hingen voller Spannung an mir, was nun wohl kommen würde. Mein das Protokoll führender Leutnant schüttelte sich innerlich vor Vergnügen, weidete sich im Innern sicher an meiner Verlegenheit, wahrte aber mit Aufbietung aller Kräfte die Würde seines Amtes.

„Ja,“ sagte ich, „denn helpt dat nix. Da muß was geschehen.“ Und dann wendete ich mich zu meinem schwarzen Sôl (eingeborenen Feldwebel):

„Sag mal, Mohamed Achmed, weißt du nicht Rat? Haben wir nicht unter unseren Askari oder unseren Regierungsboten jemand, der eine Frau braucht?

„Herr“, erwiederte Achmed, „da ist ja der Spielmann Saidi, dessen Frau ist doch gestorben, der wird gewiß wieder heiraten wollen.“

„Na, denn laß mal Saidi holen.“



Saidi wird geholt. — Inzwischen wende ich mich wieder zur Johari: „Sag' mal, Johari, hast du denn auch eine Mafungo, ein Heiratsgut?"

Mit traurigem Gesichtchen antwortet sie:

„Nein, Herr, ich bin ja „maskini ya Muungu", = „ein armes Kirchenmäuslein." (Der Ausdruck „Maskini ya Muungu" ist sehr hübsch; er heißt eigentlich „ein Armer Gottes" und bedeutet, daß die ganz Armen unter Gottes besonderem Schutz stehen.)

„Na" sagte ich, „da du ein Regierungskind bist, Johari, so muß die Regierung wohl was für dich tun. Da will ich dir in deren Namen eine Kifundo, eine Morgengabe stiften. Sieh, ich schreibe hier einen Zettel für den Bana Askari (weißen Unteroffizier), der die Regierungsrinderherde verwaltet. (Wir hatten auf Station eine größere Herde, aus der an ordentliche Eingeborene gelegentlich einzelne Stücke unentgeltlich zur Behebung der Viehzucht abgegeben wurden.) Mit dem Zettel gehst du zu ihm, und dann darfst du dir aus der Herde zwei schöne Rinder aussuchen. Sie sind deine Kifundo, also dein Eigentum."

Selig sah die kleine Johari aus; das war ein Besitz, mit dem sie kaum je hatte rechnen können. Mittlerweile erschien auch Herr Saidi, ein braver netter Askari.

„Saidi, ich möchte die Bibi Johari verheiraten. Sieh mal, sie ist doch ein nettes Mädel, und Mali

(Besitz) hat sie auch, sie hat von der Regierung zwei schöne Rinder geschenkt bekommen. Willst du sie heiraten?"

„Ewallah, Bwana mkuba" (Gott will es so, Herr Hauptmann), erwiderte Saidi.

Damit war der Verspruch fertig.

„Aber noch eins, Saidi", fuhr ich nun fort. „Du weißt, ich muß mich immer ärgern, daß ihr Mohren euch so schlecht vermehrt. (Tatsächlich ist der Menschenzuwachs nicht besonders.) Sieh mal, wir brauchen Menschen, die das Land bestellen, die Rinder hüten und Askari werden. Du mußt also viel Kinder in die Welt setzen."

„Utapata, Bwana", erwiderte Saidi mit unerschüttlicher Ruhe. (Eigentlich nur: „Du wirst bekommen, Herr", hier in dem Sinne: „Du kannst dich darauf verlassen.")

Ich konnte also in dieser Hinsicht beruhigt sein. —

* * *

Längere Zeit verging, ich dachte nicht mehr an Saidis Ehe. Aber eines Morgens kommt mein Sôl, Mohamed Achmed, auf mein Bureau. Der toternste Mann, den kaum je einer hatte lächeln sehen, unterdrückt ein vergnügtes Schmunzeln.

„Na, Mohamed Achmed, was gibt's?"

„Herr, wie du damals den Askari Saidi mit der Johari verheiratetest, da hattest du ihm doch gesagt, er müßte viel Kinder kriegen. Heute Nacht hat die Johari Drillinge geboren!" (Die Geburt von

Drillingen ist bei den Eingeborenen allerdings häufiger als bei uns Europäern, aber immerhin doch eine große Seltenheit.)

Ich fragte: „Sind denn alle gesund?"

Achmed antwortete: „Alle vier sind „msima kabisa" (fuchsmunter). Aber, bitte, Herr, sprich nicht darüber. Heute ist Schauritag, und Saidi möchte dir das gerne selbst melden."

„Na, das ist schön."

Ich gehe mit dem Sôl zusammen zum Schauri, sehe auch schon wieder von weitem, daß die ganze Station und die halbe Umgegend als Zuschauer sich eingefunden haben. Als erster erscheint der Askari Saidi, blitzblank in seiner Khakiuniform bester Garnitur, die Tapferkeitsmedaille auf der Brust, den inneren Stolz nur mühsam durch militärischen Ernst im Gesicht verschleiernd.

„Tamaam, Bwana mkuba, nimepata watoto watatu!" (Herr, dein Befehl ist vollzogen. — Ich habe heute drei Kinder bekommen.)

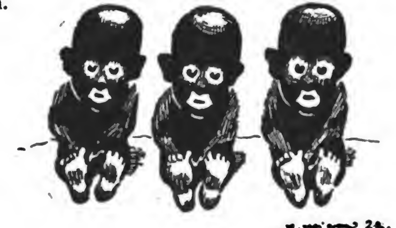
„Na, Saidi, das ist ja fein. Und da deine Frau ein Regierungskind ist, muß die Regierung wohl wieder was tun. Hier schreibe ich dir wieder einen Zettel für den Bwana Askari, der die Regierungsrinderherde verwaltet. Er soll dir drei hübsche weibliche Kälber geben, für jedes Kind eines. Wenn deine Kinder wachsen, dann werden die Rinder auch wachsen und sich später ver-

mehren; und wenn deine Kinder dann groß sind, dann hat jedes schon eine kleine Herde als Besitz."

Ein Beifallsgemurmel ging durch das schwarze Publikum: „Schauri mzuri, kabisa, kabisa!" (Das ist aber mal eine feine Entscheidung!)

Für heute mußte das weitere Schauri abgebrochen werden, mit der Aufmerksamkeit war es vorbei. Die gesamte Mohrenschar nahm den stolzen Vater in die Mitte und begleitete ihn, lachend, jubelnd und gestikulierend nach seiner Hütte, auf deren Schwelle bereits die Gevatterinnen in hellen Haufen saßen, um das große Ereignis nach allen Seiten hin gründlich zu besprechen.

Als wahrheitsgetreuer Chronist muß ich noch berichten, daß die drei kleinen Kerle, zwei Jungens und ein Mädchen, furchtbar niedlich heranwuchsen. Sie glichen sich, wie ein Ei dem anderen, waren unzertrennlich und wurden allmählich eine Art Sehenswürdigkeit der Kolonie. Jedenfalls versäumte kein durchreisender Europäer es, die Bekanntschaft der Drillinge zu machen, und es gibt wohl wenige Menschen, die in ihrer Jugend so viel getypt worden sind, wie diese drei kleinen Negerlein.



VON
UNSEREN ASKARIS

Das Turnen

Hauptmann T. war ein ausgezeichneter Turner und hatte sich in den Kopf gesetzt, das Turnen auch in seiner Eingeborenen-Kompanie einzuführen. (In den Askarikompanien findet sonst kein Turnunterricht statt; die Eingeborenen sind ja von Jugend auf so gewandt und gesund, daß es keinen Sinn hätte, sie mit den Mitteln des Geräteturnens noch besonders gerade zu ziehen. Auch würde ihnen wohl deshalb das Verständnis für den Nutzen und die Notwendigkeit dieses Dienstzweiges fehlen.) Aber Hauptmann T. versprach sich viel von der Einführung dieses seines Lieblingssports. Er baute sich deshalb ein wunderschönes Reck, versammelte seine Kompanie und turnte ihr etwas Glänzendes vor. Nachdem er mit einer Reihe



schwieriger Übungen paradiert, sich mit dem Riesenschwung um das Reck gewirbelt hatte und zuletzt mit einem schönen Salto von oben heruntergekommen war, sieht er sich bewunderungheischend im Kreise der Askari um. Da hört er, wie der eine zum andern sagt: „Kama nyani" („wie ein Affe").

Hiernach hat er die Einführung des Turnens — als für das Verständnis der Askari doch noch nicht ganz geeignet — aufgegeben.

Seligmann, der Eselvater

Der Ombascha (Gefreite) Selimani, oder, wie ihn unser Leutnant „der Abkürzung halber" getauft hatte: „Seligmann", war der Stall-Ombascha, d. h. der Verwalter unseres Eselstalles auf Station.

Selimani war zu unserer Kompanie vor Jahren aus Mukoma versetzt worden, der Station des uns schon bekannten Hauptmanns R., „des schweigsamen Afrikaners."

Es war üblich, daß man von Station zu Station versetzten Askaris eine kurze Beurteilung für die neue Dienststelle mitgab. Hauptmann R. war darin Meister, er gab zwar nur kurze Stichworte, mit denen er aber den Nagel besser auf den Kopf traf, als andere mit längeren Ausführungen. So lauteten seine Beurteilungen zum Beispiel:

Ask. Ali: „tapfer, sauft."

Ask. Seffu: „Ein Windhund."

Ask. Hamiss: „stramm und dumm."

Bei Selimani stand nur das eine Wort: „Kreuzbrav."

Das traf zu. Selimani war nicht der klügsten einer, aber treu wie Gold und unbedingt verläßlich. Er war schon ein alter Kerl, befand sich aber über sein Lebensalter in merkwürdiger Unklarheit. Als ich ihn einmal fragte: „Sag mal, Selimani, wie alt bist du eigentlich?" Da sagte er: „Herr, das weiß ich nicht." Auf meine Frage: „Na, aber so ungefähr?" antwortete er: „Ich bin vielleicht vier Jahre alt."

„Aber Selimani", sagte ich, „das kann doch nicht stimmen. Du bist doch mindestens ebenso alt, wie ich, und ich bin doch 40."

Selimani wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Warum lachst du denn, Selimani?"

„Herr", sagte er, „du machst deinen Spaß mit mir."

„Wieso?"

„Weil das nicht wahr ist."

„Na, bin ich denn älter oder jünger?"

„Du, Herr? Du bist viel älter."

„Wie alt denn ungefähr?"

„Du bist vielleicht hundert Jahre alt."

Das war erschütternd. Es hat aber eine einfache Erklärung. Die afrikanischen Eingeborenen kennen das Jahr als Zeitabschnitt nicht, weil ihnen die verschiedenen Jahreszeiten fehlen. So ist für sie das Wort „muaka" (Jahr) nur Zeitabschnitt, von einem größeren Ereignis bis zum anderen. Entsprechend

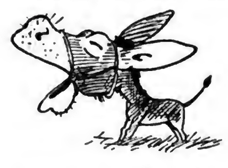
hat der höher stehende viel erlebt und viele solcher Jahre, der tiefer stehende weniger erlebt und weniger Jahre.

Selimani war eine Type. Ein unendlich gutmütiges, an unsere märkischen Bauern erinnerndes treues Gesicht mit einer ganz enormen breiten Nase, der er den geliebten „tumbakko", den Schnupftabak, in derartigen Mengen zuführte, daß selbst ein Münchener Maurer ihn darob mit ehrfurchtsvollem Respekt betrachtet haben würde.

Also, Selimani war unser getreuer Stallverwalter, oder, wie er von Weiß und Schwarz genannt wurde: der „babba ya punda", der Eselvater.

In Ostafrika ist das Reittier in erster Linie der Esel. Verschiedene Stationen, darunter auch meine Station J, bemühten sich, den aus dem Wildesel hervorgegangenen Eingeborenenesel durch Aufkreuzung mit Vollbluttieren (Maskat-Eseln) höher zu züchten. Wir hatten auf Station hierin besonders gute Erfolge und hatten auch schon ein hübsches kleines Halbblutgestüt in Betrieb gebracht, das uns viel Freude machte und vor allem der Truppe billige gute Halbblutreittiere lieferte. Unbestritten großen Verdienst hierum hatte der alte brave Selimani. — Jedenfalls war er ein Stallverwalter, wie er sich nicht besser denken ließ, und er hing an seinen Pflegebefohlenen mit der gleichen Liebe, wie diese an ihm.

Nun war auf der Station ein neuer „bana hakim“ (Stationsarzt) eingetroffen. Stabsarzt C. war, in- folge mannigfacher Tropenkrankheiten, die er durchgemacht, ein sehr nervöser Herr, der schlecht schlief. Es muß nun zugegeben werden, daß die



Nähe eines Eselstalls für die Nachtruhe nervöser Leute nicht gerade das Wünschenswerte ist. Wenn die Esel „singen“, wie die Mohren so schön sagen, so kann das Tote erwecken, insbesondere, weil jedesmal, sobald ein Schlingel anfängt zu schreien, der



ganze Eselchor begeistert einfällt. Und wir hatten gegen dreißig Tiere!

Der nervöse Stabsarzt griff sich also unsern guten Selimani, putzte ihn fürchterlich herunter, weil er wegen des Eselgeschreis nicht habe schlafen können, und verlangte, daß Selimani für nächt- liche Ruhe im Eselstall sorgen sollte. Wie Seli- mani dies zu Wege zu bringen hätte, darüber schwieg sich der Stabsarzt allerdings wohlweislich aus.

Seligmann, als braver Soldat zunächst gewissen- haft bemüht, den Befehl auszuführen, ging kopf-

schüttelnd und gedankenschwer einher, fand aber keinen Rat. — Seine Nachdenklichkeit fiel schließlich seinem besonderen Freunde, unserem fröhlichen Leutnant, auf, und dieser band ihn sich vor: „Seligmann, was ist denn mit dir los?"

„Ach Herr", sagte Selimani, „der Arzt verlangt, daß die Esel nachts nicht singen. Wie soll ich das nun machen?"

„Na, hast du es denn schon mal deinen (Esel-) Kindern gesagt?"

Selimani sah den Leutnant etwas mißtrauisch von der Seite an:

„Herr, wenn ich ihnen das sage, dann hören sie nicht auf mich."

„Na, Selimani, nun will ich dir mal was sagen. Ich will dir einen guten Rat geben. Sieh mal, du weißt doch, wenn die Esel schreien, dann wackeln sie gleichzeitig mit dem Schwanz. Wenn sie also mit dem Schwanz nicht wackeln können, dann können sie auch nicht singen. — Also, du bindest ganz einfach jedem Esel abends einen kleinen Stein an den Schwanz, keinen großen, so daß er Schmerzen hat, sondern nur so einen kleinen, daß er nicht wackeln kann. Paß mal auf, dann kann er auch nicht singen."

So ganz schien es Selimani zwar nicht, aber wenn es der Leutnant sagte, der mußte es doch wissen!

Abends bei Sonnenuntergang pflegte ich — ich war Stationschef — durch den Eselstall zu gehen. Selimani begleitete mich stets dabei; die Tagesereignisse des Stalles wurden bei dieser Gelegenheit eingehend erörtert, und einige Lieblinge oder besonders verdiente Tiere bekamen dann von mir einige Süßkartoffeln; Selimani trug diese Näscherei für die Tiere auf einer Futterschwinge bei sich. Es ist verständlich, daß jedesmal das Erscheinen von uns dreien: Selimani, mir und der Futterschwinge, ein allgemeines Jubelgeschrei des ganzen Stalles auslöste.

Wie ich hereintrete, sehe ich die Esel alle merkwürdig verlegen dastehen. Erst ein zweiter Blick gab mir die Erklärung, Selimanis Kunstgriff. Dieser hielt aber die gesamte Eselschar nicht im geringsten ab, in das bei unserem Erscheinen gewohnte Jubelgeschrei auszubrechen.

Nun setzte mir Selimani alles auseinander: den Zorn des Arztes, seine eigenen Erwägungen, den Rat des Leutnants.

Es bedarf keiner Erwähnung, daß sich die Nachtruhe des Arztes in anderer Weise, durch Umquartierung, erzielen ließ, ohne den Eseln ihr Vergnügen: Geschrei mit gleichzeitigem Schwanzwackeln, zu nehmen.

Aber Selimanis Aktion wurde bald weit über die Station hinaus bekannt und für die Mohren

Gegenstand wochenlangen Gesprächs und größter Heiterkeit am abendlichen Pombetopf. — Doch allen Anzapfungen setzte Selimani nur die stoische Ruhe des abgeklärten Philosophen entgegen, indem er — gleich anderen großen Philosophen — eine gewaltige Prise der tabaksbedürftigen Nase zuführte.



Menschenfresser

Die ostafrikanischen Menschenfresser sind ganz gemütliche Leutchen. In meiner Askari-Kompanie hatte ich verschiedene Soldaten, die menschenfressenden Volksstämmen angehörten, die früher,



in ihrer Jugend und Heimat, auch sicherlich gelegentlich „geräucherten Großpapa“ oder „Schwiegermutter au naturel“ nicht verschmäht hatten, die aber jetzt selbstverständlich nichts mehr davon wissen wollten und auch auf alle Anzapfungen der andern Neger jedwede frühere kannibalische Betätigung aufs bestimmteste ableugneten.

Einen sehr braven Soldaten meiner Kompanie, der dem Stamme der Manyema angehörte, die besonders im Rufe des Kannibalismus stehen, fragte ich einmal deshalb. – Es enspann sich folgendes Gespräch:

Ich: „Sag' mal, Mayuta, du bist doch Manyema, deine Landsleute essen doch Menschenfleisch. Hast du denn in deiner Jugend und in deiner Heimat auch Menschenfleisch gegessen?"

Mayuta: „Herr, du bist ja mein „Babba" (= „Vater"; als Kompaniechef hatte man erfreulicherweise den Askaris gegenüber eine väterlich-patriarchalische Stellung), dir will ich es ja sagen. Ja, ich habe früher auch Menschenfleisch gegessen. Aber, bitte, sage es nicht den andern Askaris, sonst verulken die mich (weil es auch bei den Negern als Zeichen eines außerordentlichen Tiefstandes des betreffenden Stammes gilt).

„Ich: „Nun sag mir nur mal, warum eßt ihr denn Menschenfleisch?"

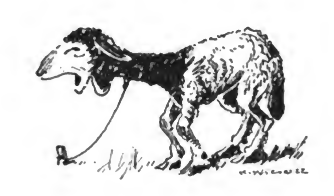
„Mayuta: „Sieh, Herr, bei uns stirbt alles Vieh, das Vieh im Hause und das Vieh im Walde (tatsächlich haben dort riesige Viehseuchen geherrscht, die fast den ganzen Vieh- und Wildbestand vernichtet haben). Sieh, der Mensch muß doch Fleisch essen, sonst wird er krank und stirbt. Warum sollen wir deshalb das Fleisch den Hyänen schenken; da essen meine Landsleute lieber davon, um am Leben zu bleiben."

Ich: „Das läßt sich hören. Aber nun sag mir nochmal eines. Was schmeckt denn besser, das Fleisch von Schwarzen oder von Weißen?"

Mayuta: „Mit Weißen habe ich keine Erfahrung, ich habe nur von Schwarzen gegessen. Aber meine

Landsleute, die Weiße gegessen haben, die sagen, die Weißen schmecken nicht; die schmecken so nach altem Hammel!"

„Du darfst mir das aber nicht übel nehmen", setzte Mayuta nach einer kleinen Pause, etwas verlegen, hinzu. Ich habe ihm auch diesen unsern „schlechten Geschmack" durchaus nicht nachgetragen.



Der Heiratsantrag

Ombascha (Gefreiter) Abdu Farag war ein mordstapferer Soldat, vortrefflicher Trompeter und fürchterlicher Säufer.

Den wenigen, die noch aus jener Zeit am Leben sind, wird eine Kampfesnacht aus dem Aufstande 1905 unvergeßlich sein. Wir wurden bei sternenklarer Nacht im Lager von einer erdrückenden Zahl Aufständischer überfallen. Ein Hagel von Wurfgeschossen, Kugeln, Speeren, Pfeilen prasselte auf uns hernieder, so daß wir uns, jede Geländefalte ausnützend, hinwarfen, oder, wie unser, selbst in diesem Moment seinen drolligen Humor bewahrender Leutnant sagte: „platt wurden, wie Eierkuchen". Wir mußten jeden Augenblick erwarten, daß der überstarke Gegner einbrach und uns einzeln abstach. Einzige Rettung war Angriff. Deshalb befahl ich dem neben mir liegenden Abdu, das Signal zum Angriff zu blasen. Nie werde ich es vergessen, wie Abdu in dem Geschoßhagel zur vollen Größe aufstand,



seelenruhig sein Flügelhorn loshakte, ebenso ruhig erst den Ansatz seines Instruments probierte und dann glockenklar unser herrliches Sturmsignal in die Tropennacht hinausschmetterte, so daß wir alle, bis zum letzten Mann, wie elektrisiert aufsprangen, vorstürzten und den Gegner in eilige Flucht jagten.

Also: Abdu fürchtete sich vor dem Teufel nicht. Oder, wie unser stets fröhlicher Leutnant in seiner bilderreichen Sprache sagte: „Abdu holt den Deubel aus der Hölle: selbst wenn der sich seinen Schwanz mit Seife eingeschmiert hat." Und doch gab es ein Wesen, vor dem der tapfere Abdu Angst hatte, sogar fürchterliche Angst. Das war seine schwarze Hausehre, Bibi Faida, auf deutsch: „Madam Perle".



Madam Perle war ein kohlpechrabenschwarzes altes, verrunzeltes, zaundürres Sudanesenweib, eine Megäre, gegen welche die Hexen der Walpurgisnacht wahre Lichtgestalten gewesen sein müssen.

Wenn der brave Abdu abends, von den geliebten Pombetöpfen — den Schalen mit Eingeborenenbier — kommend, schweren Hauptes die Ruhe des häuslichen Lagers aufsuchen wollte, dann hielt sie

ihm keifend, unter stundenlangem, unaufhörlich fließenden Wortschwall seine Schlechtigkeit vor; und gelegentliche, von ihrer treffsicheren Hand geschleuderte Gegenstände des Hausgeräts sorgten dafür, daß Abdu ja nicht etwa einschlief.

Aber schlimmer noch war der Monatsletzte. — Die Askari erhalten ihre Löhnung allmonatlich postnumerando, ohne jeden Abzug; es sei denn, daß jemand eine Arreststrafe gehabt hat, für welche Tage Löhnungsabzug — Arrestantenlöhnung — eintritt.

Dem braven Abdu verschaffte nun seine Vorliebe für den Pombetrank und daraus sich ergebende häufige Bummeleien öfters mal eine Arreststrafe. Wenn es ihm auch glückte, die durch den Arrest veranlaßte Abwesenheit von Hause durch Ausreden mit Wache, Kommando und dergleichen zu verschleiern, so wurden seine Sünden doch am Monatsletzten offenbar. Trat die Kompanie in dem Stationshof zum Löhnungsempfang an, so stand Frau Perle am Tor; und Gnade Gott dem armen Abdu, wenn er die Löhnung nicht voll mitbrachte. Madam Perle handhabte dann den Besenstiel wie ein Meisterfechter, und Abdu war geliefert.



Deshalb sah man ihn zumeist gegen Monatsende tief in sich gekehrt umhergehen, bis er sich schließlich ein Herz faßte und zum Feldwebel aufs Bureau ging. Dort bat er dann in beweglichen Worten: „Es seien doch morgen die Postläufer zu begleiten," oder „der Arzt ginge doch übermorgen auf Expedition" um ein Kommando, was ihn der gefürchteten Auseinandersetzung mit Bibi Faida am letzten entzog. —

Das patriarchalische Verhältnis, das in der Truppe zwischen weißen Führern und farbigen Mannschaften herrschte, führte nicht nur die Askari mit ihren kleinen Anliegen vertrauensvoll zu ihrem Kompaniechef, sondern auch häufig die teuren Gattinnen, die Askaridamen, die mitunter mit den diskretesten Anliegen kamen. So wurde mir eines Tages, als ich ahnungslos auf dem Bureau sitze, Abdus teure Gattin, Madam Perle, gemeldet.

Madam Perle trat ein. Sie hatte sich äußerst fein gemacht, hatte sich mit den grellsten Tüchern, die beim indischen Händler zu haben waren, drapiert, hatte sich ihre runzlige Haut mit Rinderfett so eingerieben, daß sie geradezu glänzte, und hatte sich durch die rechte Nasenwand einen blitzblank polierten Nasenring von respektabler Größe gezogen, der ihr bis auf den Mund hing. Kurz, Madam Perle war unwiderstehlich; wenigstens glaubte sie es selbst.

Ich fragte nach ihrem Begehr, und es begann folgendes Gespräch:

Faida: „Hoher Herr, ich beklage mich über meinen Mann Abdu Farag."

Ich: „Warum, liebe Bibi Faida?"

Faida: „Herr, Abdu trinkt fürchterlich."

Ich: „Ja, leider."

Faida: „Er ist jeden Abend betrunken."

Ich: „Das glaube ich."

Faida: „Auch bringt er nicht seinen vollen Sold nach Hause."

Ich: Ja, weil er immer im Loch sitzt."

Faida: „Kweli (gewiß). Herr, du mußt da was gegen tun."

Ich: „Was soll ich denn noch tun, liebe Bibi Faida?"

Faida: „Du mußt Abdu aufhängen."

Das war erschütternd, ganz abgesehen davon, daß dieses Ansinnen doch um ein Erkleckliches über meine Disziplinargewalt als Kompaniechef hinausging. Ich fuhr also fort:

„Ja, Bibi Faida, das geht nicht so schnell. Wenn der hohe Herr an der Küste (der Gouverneur) hört, daß ich Abdu bloß wegen seines Trinkens gehängt habe, dann schickt er mir einen sehr bösen Brief."

Da sah mich Bibi Faida schmelzend an und sagte:

„Sieh, Herr, wenn du den Abdu aufhängst, dann kannst du mich heiraten. Wenn du dem hohen Herrn an der Küste dann schreibst, du

habest den Abdu gehängt, um mich zu heiraten, dann wird er dir sagen: Du hast recht getan."

Nun wurde die Sache heikel. — Zunächst mußte ich ja als höflicher Mann geschmeichelt lächeln, obgleich sich mir bei dem Gedanken, mit Madam Perle das eheliche Lager teilen zu müssen, der Magen umkrempelte. — Glücklicherweise sind die Neger, wenn man ihnen keine schroffe Absage gibt, sondern sie auf „später" vertröstet, leicht zu beruhigen. So beschloß ich denn, wie Bismarck sagt, „die Angelegenheit dilatorisch zu behandeln". Ich sagte also:

„Gewiß, liebe Faida, dein Vorschlag leuchtet mir ein. Aber du mußt dich noch ein klein wenig gedulden. Sieh, ich habe in Europa drei Frauen, denen ich meinen Sold als Soldat schicken muß, damit sie zu essen haben. Nun gedulde dich, bitte, bis eine meiner Frauen in Europa stirbt, dann wirst selbstverständlich du und keine andere meine Frau. Bis dahin behilf dich, bitte, noch eine Weile mit Abdu Farag."

„Kweli, gewiß", sagte Faida darauf, „so wollen wir es machen." — Und beruhigt entschwebte sie meinem Bureau, einen penetranten Geruch von Rinderfett hinterlassend.—

Neidlos habe ich von da an das weitere eheliche Glück Abdus mir aus der Ferne angesehen.

Ende.

INHALTSVERZEICHNIS

VON DER AUSREISE UND VON DER KÜSTE

AUS DEM INNERN UND VON EXPEDITIONEN

AUF DER STATION

VON UNSEREN ASKARIS



Gedruckt bei Otto Elsner, Berlin,
die Buchbinderarbeit wurde bei
Lüderitz & Bauer, Berlin, gefertigt.
200 Exemplare wurden in Halbleder
gebunden.

Im

SAFARI-VERLAG G. M. B. H., BERLIN NW 7

erscheint in Kürze:

August Hauer: „Ali Moçambique"

Bilder aus dem Leben eines schwarzen Fabeldichters. Mit Illustrationen von C. Gregorius.

Der rühmlichst bekannte Verfasser von „Kumbuke" führt uns hier Bilder aus dem vielgestaltigen Leben eines ungemein interessanten Negers vor Augen — und wieder läßt den Leser das Buch, das er einmal in die Hand genommen hat, nicht los!

Diesmal verwebt Hauer mit der Kraft seiner eigentümlichen Darstellung aufs innigste die fließende Handlung mit den Schönheiten der Natur, den jeweiligen Stimmungen und Empfindungen der Umwelt, und mit den Märchen und Fabeln des tapfern, getreuen und lustigen Ali Moçambique, der voll weiser Sprüche steckt und durch den Reichtum seines Innenlebens weit über seine Stammesgenossen herausragt. Die Mitteilung der bisher noch gänzlich unbekannten Fabeln — rührend in der Einfachheit ihrer Sprache — ist eigentlich der Zweck des Buches, aber der Verfasser hat sie eingehüllt in einen schönen Kranz bunter Blüten. Milieu und Konsequenz der harmonischen Persönlichkeit des Ali sind ebenso streng gewahrt, wie die Wahrscheinlichkeit der Ereignisse.

Eine markante Sprache von oft zwingender Gewalt lebt in dem Werk, das zwar nur aus abgerundeten Bildern besteht, sich aber dennoch zu einem einheitlichen Ganzen zusammenschließt.

Die ausgezeichneten Skizzen des Ostafrikaners C. Gregorius bilden einen willkommenen Schmuck des Buches.









